

HEINRICH LINK

WEHRMACHTPFARRER IM ZWEITEN WELTKRIEG

*Autogramm*

Protokoll der Tonbandinterviews vom 13., 23., 24. und 26. August  
in Essen

Interviewer: Vikar Dieter Beese

*Link*

.....

(Heinrich Link, Superintendent i.R.)

B: Herr Link, ich möchte Sie bitten, zunächst zu erzählen, wie Sie zur Wehrmachtseelsorge gekommen sind.

L: Da muß ich ein wenig ausholen, damit Sie verstehen, wie mein Weg im einzelnen gewesen ist. Das hängt merkwürdigerweise auch mit dem Kirchenkampf zusammen. Als der Kirchenkampf 1933 begann, war ich auf dem Predigerseminar in Wittenberg. Wir führten eines Tages, daß sich in Berlin eine Bewegung gebildet hatte, gegen das Aufkommen der Deutschen Christen anzutreten, die sogenannte "Jungreformatrische Bewegung". Ich bin dann mit dem Inspektor unseres Predigerseminars nach Berlin gefahren und habe der Gründungsveranstaltung beigewohnt, und zwar mit dem Effekt, daß ich mit meinem Freund Karl Kampffmeyer vom Predigerseminar für die Jungreformatrische Bewegung beurlaubt wurde. Ich war, wenn man so will, Geschäftsführer mit Karl Kampffmeyer zusammen, und Adjutant von Niemöller und Klüneth. Ich habe also den Kirchenkampf in Berlin an ursprünglicher Stelle miterlebt. Ich war in Berlin bis zur Nationalsynode. (Es gab eine Nationalsynode in Wittenberg.) Dort wurde der Wehrkreispfarrer Müller zum Reichsbischof gekürt. Ich bin dann wieder nach Essen zurückgegangen und war dann Hilfsprediger zunächst in Karnap und dann später hier in Essen-Altstadt. Essen war, ob ich wollte oder nicht, mein Schicksal.

Eines Tages bekam ich eine Anfrage von dem Feldbischof D. Dohrmann, ob ich bereit wäre, in die Wehrmachtseelsorge einzutreten. Das war für mich überraschend und etwas völlig Neues, vielleicht mit einer Ausnahme: Ich hatte zum Soldatischen durchaus ein Verhältnis. Das rührte vom ersten Weltkrieg her, den ich sehr persönlich erlebt habe. Das hat mich in meiner Studentenzeit veranlaßt, Fahrten in das ehemalige Kriegsgebiet, vor allen Dingen im Westen, zu machen. Von da aus bestand schon eine innere Verbindung zum Soldatischen überhaupt. Nun war natürlich die Frage, was ich denn machen sollte; wir standen schließlich hier auch im Kirchenkampf.

Ich war hier im Rheinland mit meinem Schwager Heiermann zusammen der Vertreter der Hilfsprediger und Vikare der Bekennenden Kirche. Wir haben überhaupt diese Gruppe <sup>erst</sup> ins Leben gerufen. Ich wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte: Auf der einen Seite stand mein Verhältnis zum Soldatischen und mein Interesse für die Seelsorge an Soldaten, auf der anderen Seite das Problem, ob ich mich aus diesen kirchlichen Verhältnissen herauslösen konnte oder nicht. Ich hatte damals ein sehr langes Gespräch mit dem Pfarrer Graeber, der hier in Essen einer der führenden Leute der späteren Bekenntnisbewegung gewesen ist. Nun kam tatsächlich noch eine kirchenpolitische Überlegung hinzu. Graeber war der Meinung: "Wir brauchen heute in der Kirche für unseren Kampf eine weitgehende kirchenpolitische Unterstützung. Für uns ist sehr wichtig, wie sich im weiteren Verlauf des Kirchenkampfes die Wehrmacht verhält. Von daher ist es wichtig,

Leute unserer eigenen 'Konfession' in der Wehrmacht zu wissen, die ihren Einfluß im Offizierkorps und bei führenden Leuten der Wehrmacht benutzen, um für die gesamte Situation der Kirche einiges zu tun." Die Wehrmacht wurde ja damals von der politischen Seite noch sehr respektiert und beachtet. Kurz und gut, ich habe Dohrmann geschrieben, ich hätte noch gar keine Vorstellung von meinem Dienst und würde auch nicht ob ich geeignet wäre, jedenfalls wäre ich zunächst erst einmal bereit, in ein Probeverhältnis einzutreten.

Ich wurde einberufen als Wehrmachtstilfsgeistlicher nach Stettin. Dort war der Wehrkreisfarer Schackla mein Mentor, ein ganz ungewöhnlich hervorragender Mann, mit dem ich mich glänzend verstanden habe. Der hat mich in die gesamte Arbeit eingeführt. Gerade wenn ich an die Stettiner Zeit zurückdenke, war ich überrascht, welchen Einfluß die Wehrmachtseelsorge hatte. Vor allem hatte der Wehrkreisfarer Schackla mit dem damaligen Generalfeldmarschall von Mackensen, der in Stettin lebte, engste Kontakte. Mackensen ist ja wiederholt im Sinne der Bekennenden Kirche hervorgetreten und auch tätig geworden. Er hat sicher auch die Möglichkeit gehabt, einiges zu verhindern. Ich erlebte eine Militärseelsorge in Stettin, die geradezu überraschend war, was die Beteiligung der Truppen und auch das Interesse der Offiziere anbelangt. Der stärkste Besuche Gottesdienst in Stettin war der Wehrmachtgottesdienst. Schackla war ein ausgezeichneter Prediger, von dem ich auch für mein <sup>Dienst</sup> eine ganze Menge gelernt habe. Seine Kasernenstunden waren auch pädagogisch ausgearbeitet. Meinen endgültigen Entschluß verdanke ich eigentlich ihm. Nach einer gewissen Zeit mußte ich mich ja entscheiden, ob ich wollte, oder ob ich nicht wollte.

Im September 1934 war ich also zuerst in Stettin. Zum 1.1.1935 wurde ich zunächst nach Opeln versetzt. Es stellt sich aber dann heraus, daß der Aufbau der Division noch nicht so weit vorgeschritten war. Ich berichtete dem Feldbischof darüber, der mich daraufhin nach Braunschweig versetzte.

In Braunschweig bin ich vom 1. März 1935 bis zum Beginn des Krieges geblieben. Ich wurde seinerzeit vom Feldbischof D. Dohrmann eingeführt. Mein Dienstvorsetzter war der Wehrkreisfarer Otto, Hannover.

Die Wehrkreisfarer der damaligen Wehrmacht waren wirklich ausgezeichnete Leute, sowohl theologisch als auch im Organisatorischen, was mit zu ihren Aufgaben gehörte.

In Braunschweig hatte ich zunächst Schwierigkeiten. Die bestanden darin, daß der Standort Braunschweig ursprünglich den Wunsch hatte, daß einer der Zivilpfarrer, der bis dorthin nebenamtlich tätig war, diesen Dienst übernehmen sollte. Weil aber der Standort sich erheblich vergrößert hatte, war der Feldbischof der Meinung: "Hier muß ein hauptamtlicher Pfarrer hin." Den älteren Zivilpfarrer wollte er aber nicht übernehmen und bestand darauf, daß ich den Dienst übernehmen sollte - eine Entscheidung, die mir zunächst ethische Schwierigkeiten bei der Truppe gemacht hatte, besonders weil die Offiziere der Meinung waren: "Wenn wir einen Wunsch äußern, muß diesem Wunsch nachgekommen

werden." Daß dies nicht geschah, war Anlaß zu ethischen Verstimmungen, deren Last ich zu tragen hatte. Das hat sich aber schon bald geändert.

Ich hatte das ungewöhnliche Glück, und das gilt für die Friedenszeit wie für die

Kriegszeit, daß ich sehr verständnisvolle Kommandeure vorfand; denn vom Kommandeur

hing entscheidend ab, ob die Seelsorge tief oder nicht tief. Wenn sich bei der Truppe

herumsprach, daß der Regimentskommandeur oder Bataillonskommandeur interessiert war,

brauchte man sich weiter keine Gedanken zu machen. Es gab keine Schwierigkeiten. Die Lage

war also in Braunschweig für mich von Beginn an, abgesehen von der genannten Verstim-

mung, positiv.

Nun hatte ich allerdings nicht nur den Standort Braunschweig sondern auch den Standort

Wolfenbüttel. In Wolfenbüttel lag eine, wie sie sich später nannte: "Flak-Abteilung".

Außerdem betreute ich den Fliegerhorst Wesendorf. Der Dienst der Seelsorge entwickelte

sich in den drei Standorten sehr verschieden. In Braunschweig tief es ausgezeichnet,

in Wolfenbüttel im Großen und Ganzen eben auch, aber in Wesendorf bei der Luftwaffe

hatte ich doch Schwierigkeiten, d.h.: man machte mir keine Schwierigkeiten, aber es

war doch eine gewisse Distanz oder Kenntenz da, so daß ich mich da sehr schwer getan hat

te, Boden zu gewinnen.

Zu meinem Dienst gehörten die Gottesdienste. Ich habe jeden Sonntag Gottesdienst ge-

halten, also drei Sonntage in Braunschweig, ein Sonntag in Wolfenbüttel. Ich habe mich

in den Gottesdiensten immer nach der kirchlichen Perikopenordnung gerichtet. In den

Kasernenstunden standen die verschiedensten Themen an. Es ging um die Eidesfrage, um

die Kirchenfrage, an der die Leute sehr interessiert waren. Wir haben natürlich auch

über grundsätzliche theologische Fragen sprechen können, z.B. "Evangelium und Welt-

anschauung", eben alle diese Dinge, die damals aktuell waren. Während meines gesamt-

ten Dienstes bin ich niemals, mit einer Ausnahme, auf die ich noch zu sprechen komme,

gehindert worden. Niemals ist mir vorgeschrieben worden, in welcher Weise ich meine

Predigten anzulegen hätte, welche weltanschaulichen Dinge ich zu beachten und nicht

zu beachten hätte. Dieser Dienst geschah in einer erstaunlichen Freiheit und Unabhän-

gigkeit bis zuletzt. In der Beziehung habe ich nie zu klagen gehabt.

B: Sie sagten, Sie hätte eine gewisse Nähe zum Soldatenrum gehabt und wollten außerdem

der Bekennenden Kirche innerhalb der Wehrmacht dienen. Hat es für Sie außerdem noch

Gründe gegeben, zur Wehrmachtseelsorge zu gehen?

L: Vielleicht greife ich an dieser Stelle noch einmal auf meine eigene Entwicklung

zurück, um mein Verhältnis zum Soldatenrum deutlich zu machen. Ich komme aus der Ju-

gendbewegung und war in meiner frühesten Jugend zunächst einmal im BK (Bibelkreis der

Schüler an Höheren Lehranstalten). Entscheidend war aber später für mich die Begegnung

mit der Jugendbewegung, genauer mit dem Wandervogel. Der Jugendbewegung ging es damals

um eine neue Lebenshaltung, um einen neuen Lebensstil, um (wie es in der Höheren-Lehrer-

Formel ausgesprochen war) "das Leben in innerer Wahrhaftigkeit, aber darüberhinaus war entscheidend für die Jugendbewegung die Entdeckung des Volkstums und die Begegnung mit der eigenen Geschichte. Eigene Geschichte heißt in diesem Falle die unmittelbar zurück liegende Geschichte des ersten Weltkrieges; denn es waren ja nach dem Zusammenbruch von 1918 erst vier bis sechs Jahre vergangen. Wir hatten ja nicht nur den Krieg erlebt als Kinder mit Hunger, mit Entbehrung, mit Verlusten in der eigenen Familie, das Elend der Verwundeten. Natürlich bewegte uns auch die Frage nach dem Warum des Krieges. Das waren allerdings Fragestellungen einzelner Gruppen. Im Grunde genommen war die Jugendbewegung ein buntes Spektrum aller möglichen Weltanschauungen und Bewegungen von Christen bis zu Atheisten, von Rechtsradikalen bis zu linken Pazifisten. Aber eines war doch allen Gruppen gemeinsam: daß sie sich gerade in der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit um eine bessere Welt mühten, eine bessere Welt, die nicht durch die Veränderung der Gesellschaft sondern durch die Veränderung des einzelnen Menschen mit seiner Lebenshaltung und seinem Lebensstil beginnen sollte. In der Auseinandersetzung mit der hinter uns liegenden Vergangenheit gab es für viele unter uns zwei Bücher, die uns auf das stärkste bewegt haben. Einmal die "Kriegsbriefe <sup>Der Wanderer</sup> Gefallener Studenten", zum andern das schöne Büchlein von Walter Flex "Zwischen beiden Welten". Dieses Büchlein war es, das auf viele Gruppen der Jugendbewegung einen sehr starken Eindruck gemacht hat, besonders in der Gestalt des Kriegsfreiwilligen Ernst Wurche. Ernst Wurche, dem Walter Flex die Worte in den Mund gelegt hat: "Rein bleiben und reif werden ist höchstes Lebensziel" und das andere: "Offizier sein heißt, seinen Leuten vorleben, <sup>vor</sup> sterben ist nur ein Teil davon". Diese Gestalt des Ernst Wurche aus "Der Wanderer" <sup>Der Wanderer</sup> "Zwischen beiden Welten" hat erstaunlich prägend und als Vorbild auf uns gewirkt. Wir meinten, in dieser Haltung und dieser Einstellung eine Persönlichkeit zu sehen, die für das eigene Persönlichkeitsbild <sup>wegweisend</sup> sein könnte. Ich habe später auch einer studentischen Verbindung angehört, die den Namen Ernst Wurche offiziell trug. Vielleicht kam es gerade von daher, daß ich ein engeres Verhältnis zum Soldatentum hatte, was sich nicht nur darin ausdrückte, daß ich die alten Kampfgebiete im Westen besuchte, sondern vor allen Dingen die Gräber unserer gefallenen Soldaten. Das Opfer dieser Männer für die Sache des eigenen Volkes war für mich ein starkes Erlebnis, <sup>das</sup> mich geradezu innerlich mit diesen Männern verbunden hatte. Vielleicht hat eben auch diese Einstellung mit dazu geholfen, daß ich seinerzeit die Anfrage des Feldbischofs, ob ich bereit wäre, in der damaligen Reichswehr als Pfarrer Dienst zu tun, sehr positiv beantworten konnte.

Das waren eigentlich neben der Verpflichtung, die ich für die BK empfand, die entscheidenden Gründe. Ich habe in Braunschweig unmittelbaren Kontakt gehabt mit der Bekenntnisbruderschaft der Pastoren. Ich habe an den Konventen teilgenommen und auf diese Weise deutlich gemacht, auf welcher Seite ich stand. Auch diese ~~meine~~ Haltung wurde von militärischer Seite in keiner Weise beanstandet. Daß sich diese meine Einstellung auch in den Gottesdiensten auswirkte, war selbstverständlich. Das haben auch alle so verstanden.

In aller Freiheit konnte ich den Standpunkt der Bekennenden Kirche hier vertreten.

B: Möchten Sie etwas von Ihrem Elternhaus erzählen und von der geistlichen Prägung,

die Sie von zuhause und durch das Studium empfangen haben?

L: Das gehört natürlich unbedingt dazu. Mein Vater war selbständiger Kaufmann. Darüber hinaus war er ein kirchlich außerordentlich interessierter Mann. Er kam von den Christlich-Sozialen her. Er war Stadtverordneter in Düsseldorf. Die Gruppe der Christlich-Sozialen war ja nicht sehr groß. Er hatte sich dann dem Zentrum angeschlossen. Vor allem auf dem sozialen Gebiet war er ein ungewöhnlich aktiver Mann. Daß er das neben seinem Beruf als Kaufmann immer hat machen können, war für mich ein Rätsel. Oft habe ich gesagt: "Unser Vater hat drei Leben gelebt." Sehr aktiv war er zum Beispiel im blauen Kreuz, was ihm sehr wichtig war. Er war sehr interessiert an den Nichtseßhaften (den Ausdruck konnte man damals nicht) und vor allen Dingen an der Keilnerrmission. Das waren Arbeitsgebiete, die meinen Vater ständig bewegt haben, in die er auch seine ganze Zeit und Kraft hineingesteckt hat.

Wir waren zuhause sechs Kinder, ursprünglich neun, drei sind gestorben. Wir waren vier Brüder und zwei Schwestern. Mein Vater hat nie irgendwelchen Einfluß auf meine Berufswahl ausgeübt. Er hat mir da völlige Freiheit gelassen. Mein ältester Bruder war Kaufmann in seinem Geschäft tätig. Ebenso mein dritter Bruder. Ich war der zweite Sohn. Daß ich einmal Theologe werden würde, ist meine persönliche Entscheidung gewesen. Ich habe auch gar nicht als Theologe angefangen, sondern als Philologe. Ich habe zuerst Deutsch und Geschichte studiert, Religion als Nebenfach. Erst durch meine Zeit in Bethel (ich hatte noch einige Sprachen nachzuholen) bin ich an die Frage herangeführt worden, ob ich Theologie studieren sollte oder nicht. Ich habe mich gerade unter dem starken Eindruck von Bethel im Laufe der Zeit dann doch für die Theologie entschieden. Sehr beeindruckt hat mich immer das Vorbild meines Vaters, über den ich wohl sagen darf, daß hier eine erstaunliche Einheit zwischen Glauben und Leben bestand. Für dieses Beispiel und Vorbild, das mein Vater mir gegeben hat, bin ich bis zum heutigen Tage ihm dankbar. Soweit ich es kann, bemühe ich mich auch, diese Einheit in meinem persönlichen Leben durchzuhalten.

B: Welches waren die prägenden Einflüsse während des Studiums?

L: Das ist auch ein interessantes Kapitel. Ich habe ja als Philologe angefangen. Der Mann, der mich zuerst auf das Stärkste beeindruckt hatte, war der Historiker Haller. Der ist eigentlich auch bis zu einem gewissen Grade mit daran beteiligt, daß ich mich eines Tages für Bethel entschieden habe. Ich war Oberrealschüler und hatte nur das kleine Lateinum. Das große Lateinum wurde jedoch verlangt. Bei einem Gespräch mit meinem Schwager, der schon in Bethel war, sagte: "Die Sprachen kannst du am einfachsten nachholen. Diese Weise bin ich nach Bethel gekommen. Als ich dann einmal angefangen hatte, sagte ich: "Dann auch das ganze Sprachen angebot. Und ich nahm Griechisch und Hebräisch mit dazu."

So kam ich in die Theologie hinein. Ich bin dann wieder nach Tübingen zurückgegangen. Der Mann, der mich dann am stärksten geprägt hat, war Karl Heim. Von Tübingen ging ich nach Marburg; auch Bultmann wurde einer meiner theologischen<sup>Lehrer</sup>. In Bonn begegnete ich schließlich Karl Barth. Sein Einfluß hat mich geradlinig zur Bekennenden Kirche geführt.

B: Können Sie mir sagen, was das Bestimmende bei Ihren theologischen Lehrern war, das auf Sie besonderen Eindruck gemacht hat?

L: Bei Karl Heim war es die unerhörte Breite seines Wissens und die Sachlichkeit, mit der er in der Dogmatik und Ethik seine Dinge vortrug. Er war eine geistliche Persönlichkeit, der man sich überhaupt nicht entziehen konnte. Seine geistliche Haltung hat mich immer wieder beeindruckt, außerdem die erstaunliche Freiheit im Kolleg, wie er sich mit seinen Gegnern auseinandersetzte, ohne polemisch zu werden. Er hatte immer die Art, erst den Gegner zu hören und zur Sprache zu bringen, und sich dann in aller Sachlichkeit mit ihm auseinanderzusetzen. Daß diese Form der Theologie möglich ist ohne die berühmte rabies der Theologen, das hat mich doch sehr beeindruckt.

Bei Bultmann war es die Arbeit am Neuen Testament. Das war für mich tatsächlich etwas völlig Neues, obwohl Bultmann sozusagen zum "linken" Spektrum der Theologie gehörte. Aber das war mir unter allen Umständen wichtig, diese Seite einmal kennenzulernen und mich mit ihr auseinanderzusetzen, um zu wissen, ob das, was ich von Tübingen an Positivem mitbrachte, auch vor der Haltung eines Mannes wie Bultmann bestehen konnte. Er ist auch menschlich eine unerhört eindrucksvolle Persönlichkeit gewesen. Seine sachliche Art, die Dinge darzustellen, ohne zu schwimmen, den Text bei der Exegese -festzuhalten, das hat mir, wie auch sein Entmythologierungsprogramm, dazu verholfen, ein neues und sachliches Verhältnis zum Neuen Testament zu gewinnen.

Karl Barth war für mich insofern der entscheidende Mann, als er uns keine Wahl gelassen hatte: entweder - oder, Kierkegaards Wort und Buch. Das fand ich einfach toll, wie der uns nun wirklich bei den theologischen Problemen gehalten hat. Hier gab es kein Ausweichen. Man mußte sich entscheiden, ob oder ob nicht. Dazu hat er mir wirklich entscheidend geholfen. Man könnte sagen, bis dahin war bei mir manches problematisch. Aber seit ich Barth gehört habe und mir zum ersten Mal wieder wirklich aufging, was Evangelium und was Verkündigung ist, gab es für mich überhaupt keinen Zweifel mehr über meinen Weg. Die letzte Entscheidung ist hier bei Karl Barth gefallen, so daß ich wußte: So und nicht anders. Bei alledem habe ich meine Liebe zur Germanistik und zur Geschichte behalten.

B: Vielleicht könnten Sie nun erzählen, wie Sie den Kriegsausbruch erlebt haben.

L: Ein Problem hat mich gleich zu Beginn meines Dienstes in Braunschweig sehr beschäftigt. Ich war zwar Standortpfarrer und hatte meine Aufgaben an den Soldaten. Aber ich selbst war ja bis dahin nie Soldat gewesen. Einmal gehörte das Rheinland ja zur entmilitarisierten Zone, und zum anderen wäre ich über das übliche wehrpflichtige Alter längst hinausgewesen. Aber nach 1935 gab es die Einrichtung der sogenannten Ersatzbataillone, die die Jahrgänge aufnehmen sollten, die bis dahin noch nicht soldatisch ausgebildet waren, aber für den Ernstfall als Soldaten eingezogen werden sollten. Die Teilnahme an diesen Bataillonen war zunächst völlig freiwillig. Als ich von der Möglichkeit hörte, einen solchen achtwöchigen Lehrgang in einem Ersatzbataillon ableisten zu können, habe ich mich sofort freiwillig gemeldet, einfach aus dem Grunde, um auch einmal das soldatische Leben sozusagen "in der Front" miterleben zu können. Ich wurde einberufen nach Kassel, habe meinen Lehrgang dort abgeleistet, wurde aber dann zum Unterführer<sup>7</sup>, d.h.: alle, die in dieser Weise qualifiziert waren, sollten einen zweiten Lehrgang mitmachen für weitere acht Wochen, um sich dann zum Gefreiten bzw. bei weiteren Lehrgängen zu den nächstfolgenden Dienstgraden ausbilden zu lassen. So habe ich zweimal einen Lehrgang bei dem Ersatzbataillon in Kassel absolviert und wurde am - schließlich Gefreiter und wurde dann Unteroffizier beim IR 59 in Hildesheim. Dort nahm ich an einem Lehrgang teil, den ich mit der Qualifikation zum Feldwebel abschloß. Diese Erfahrung, die ich als Soldat "in der Front" gemacht habe, war für mich sehr wichtig, weil ich jetzt das Leben eines Soldaten von der Innenseite kennengelernt hatte und nun auch als Standortpfarrer mit einer viel größeren Unbefangenheit und Sicherheit mich innerhalb des militärischen Bereiches bewegen konnte. Im Übrigen wurde es auch von den Soldaten und Offizieren sehr anerkannt, daß ich als einer, der es ja im Grunde nicht nötig hatte, Soldat zu werden, mich um meiner Aufgabe willen bereitfand, mich dieser Aufgabe zu unterziehen; denn ich war ja inzwischen über dreißig. Und als über Dreißigjähriger noch einmal ein Rekrutendasein durchleben zu müssen, war in vielen Stadien dieser Ausbildung nicht sehr angenehm.

In den Jahren 1935 bis zum Kriegsbeginn vollzog sich der Aufbau der Wehrmacht in grossem Stil, einmal dadurch, daß die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, ein Faktum, das uns damals alle mehr oder weniger befriedigt hat, weil wir in der militärischen Beschränkung immer noch eine Nachwirkung des Versailler Vertrages gesehen hatten. Wir waren durchaus der Meinung, daß diese Form der Diskriminierung für ein Volk so nicht tragbar wäre. Allerdings ist damals keiner von uns auf den Gedanken gekommen, daß der Aufbau der Wehrmacht unbedingt zu einem Kriege führen müsse; denn in vielen politischen Reden des Führers betonte er ja immer wieder seinen Friedenswillen mit dem Hinweis, er selber habe den ersten Weltkrieg mit all seinen Schrecken erlebt und er sehe es als die Aufgabe seiner Politik an, einen Krieg mit <sup>seinen</sup> fürchterlichen Ausmaßen auf jeden Fall zu vermeiden. Dieser Versicherung haben wir damals alle mehr oder weniger



unseren Glauben geschenkt. Wir waren überzeugt davon, daß es bei der militärischen Aufrüstung nur um die Frage der militärischen Gleichberechtigung ginge. So hatten wir auch alle die militärischen Maßnahmen der kommenden Jahre beurteilt: die militärische Wiedereingliederung des Rheinlands, die krisenhaften politischen Ereignisse; die Wiedereingliederung Österreichs in das Reich und die Wiedereingliederung des Sudetenlandes. Gerade die Sudetenkrise, die ja scheinbar bis an den Rand des Krieges ging, hat uns damals in dem Bewußtsein gestärkt, daß die politische Leitung des Reiches zwar bis an die Möglichkeit eines Krieges ginge, aber im Grunde einen Krieg vermeiden und den Frieden bewahren würde. Nach der Sudetenkrise habe ich zu meiner Frau gesagt: "Zu unseren Lebzeiten werden wir keinen Krieg mehr erleben." So sehr waren wir vom Friedenwillen unserer politischen Führung überzeugt, wie auch der anderen europäischen Staaten. "Peace in our Times", wie Chamberlain damals formulierte, das war genau das, was wir empfanden und dachten. Diese Überzeugung wurde allerdings erschüttert durch die Tschechenkrise. Denn nach der Sudetenkrise hatte der "Führer" erklärt, daß er keine territorialen Ansprüche mehr habe. Daß es trotz dieser Versicherung möglich war, ein Land wie die Tschechei zu überfallen, das war doch für uns eine Erschütterung, die uns viel zu schaffen gemacht hat.

Im Frühjahr 1939 zeichnete sich zum ersten Mal eine neue Krise in der Polenfrage ab. Aber alles, was damals von deutscher Seite gesagt wurde, schien uns im Grunde genommen sehr mäßigend und sehr ge recht zu sein; denn es ging ja nach der Forderung der politischen Leitung um eine ungelöste Frage, die uns allen immer zu schaffen gemacht hatte, nämlich um die Frage des polnischen Korridors, wobei ja Hitler nicht die Rückgabe des Korridors gefordert ~~hat~~, sondern lediglich eine exterritoriale Autobahn bzw. Eisenbahn zwischen Westpreußen und Ostpreußen. Im Jahre 1933 hatten wir als Predigerseminar Wittenberg einmal eine Ostpreußenreise gemacht und bei dieser Gelegenheit auch die Möglichkeit gehabt, <sup>uns</sup> die Grenzverhältnisse in West- und in Ostpreußen, also westlich und östlich des Korridors, genau anzusehen. Wir standen alle unter dem Einruck, daß hier eine so sinnlose und katastrophale Grenzziehung durchgeführt worden war, die an der Vernunft der damaligen feindlichen Machthaber ernsthaft zweifeln ließ. Wie war es möglich gewesen, ein Land in zwei Teile zu zerstückeln - hier das Reich, da die isolierte Provinz Ostpreußen, um den Polen einen unmittelbaren Zugang zum <sup>Meer, sprich Ostsee</sup> zu ermöglichen. Das war ein Problem, das uns sehr beschäftigte, wie ja überhaupt, wenn ich mich zurückerinnere an die Stimmung der damaligen Zeit, wir keineswegs von sehr freundlichen Gefühlen den Polen gegenüber bewegt waren. Nicht nur, daß durch den Versailler Vertrag der Korridor geschaffen worden war unter dem Vorwand, Polen einen Zugang zum Meer zu verschaffen, den man nach unserem Dafürhalten auch auf andere Weise hätte sicherstellen können, sondern auch, wenn man sich daran erinnerte, daß Polen in der Zeit der Abstimmung 1919/1920 immer wieder versucht hat, das damalige <sup>Oberschlesien</sup> in seine Gewalt zu bringen. Von all die-

sen Erfahrungen und Überlegungen aus erschien uns die Forderung nach einer Verbindung Ostpreußens mit dem Reich durch eine Autobahn oder Eisenbahn vertretbar, ebenso wie auch die Eingliederung Danzigs in das Reich; denn Danzig war eine deutsche Stadt. Alles das schien uns durchaus berechtigt zu sein, allerdings immer unter dem Vorzeichen, daß diese Lösungen nur mit friedlichen Mitteln erreicht werden müßten.

So haben wir auch zunächst einmal im Jahre 1939 den Aufmarsch an der polnischen Grenze gesehen. Meine Division wurde in den Bereich der Stadt Oppeln verlegt, aber wir waren damals noch der Meinung: Das ist ein demonstrativer Aufmarsch, <sup>der Polen dazu bewegen soll,</sup> diesen, wie wir meinten, selbstverständlichen politischen Forderungen nachzukommen.

Als aber am 1. September der Angriffsbefehl nicht nur für unsere Division sondern für die ganze aufmarschierte Wehrmacht ausgegeben wurde, war dieser Befehl zweifellos für viele Soldaten geradezu ein Schock. Ich habe das auch unmittelbar bei meiner eigenen Division erlebt, als ich am Vortage noch einige Gottesdienste in den Bereitschaftsstellungen abgehalten habe. Ich sprach mit dem Kommandeur, und er sah mich fassungslos an und sagte: "Ist das <sup>wirklich</sup> so, daß wir morgen antreten müssen?" Ich konnte nur sagen: "Sie haben den Befehl in Händen; ich kenne ihn auch. Ich glaube kaum, daß innerhalb von 24 Stunden noch einmal eine Änderung eintreten wird." Und so war es dann auch. Aber die Truppe trat zwar an, aber ohne jede Begeisterung, immer noch in der Hoffnung, daß → leicht doch noch einmal "Das Ganze Halt!" durchgegeben werden könnte. Die Haltung der Truppe war beinahe ein wenig deprimierend, so daß man geradezu von schlechter Stimmung sprechen konnte; denn nachdem man so viele Jahre auf den Frieden eingeschworen worden war und nachdem man bis dahin erlebt hatte, daß alle politischen Krisen friedlich gelöst werden konnten, war die Tatsache, mit allen kriegerischen Mitteln und Risiken anzutreten, für viele Soldaten eine innere Krise, die überwunden werden mußte. Trotzdem muß dem Soldaten bescheinigt werden, daß er seine soldatische Pflicht im Polenfeldzug erfüllt hat, und nachdem er feststellte, daß der Pole ihm unterlegen war und der Krieg rasche Fortschritte machte, so daß mit seinem baldigen Ende zu rechnen war, auch die Stimmung innerhalb der Truppe wieder sehr viel zuversichtlicher wurde. Trotz der Opfer und Verluste, die gebracht werden mußten an Gefallenen und Verwundeten in mancherlei Gefechten, war man glücklich, daß der Krieg so bald beendet werden konnte. Denn die eigentliche Kampfhandlungen haben ja damals, wenn ich es recht in Erinnerung habe, einen knappen Monat gedauert. Mit der Einnahme Warschaws war das Schicksal Polens besiegelt.

Als wir aber in Warschau einrückten und zum ersten Mal die schon damals verheerenden Verwüstungen durch die Luftwaffe, besonders durch die Stukaflieger, gesehen hatten, waren wir doch erschüttert über das gewaltige Zerstörungswerk, das mit dem Kriege verbunden war. Während der Kampfhandlungen habe ich meinen Dienst auf den Truppenverbandsplätzen getan, habe auch immer, wo die Gelegenheit war, Frontbesuche gemacht,

mit den Männern gesprochen. An Gottesdienste oder auch nur an Andachten war während  
→ des Vormarsches überhaupt nicht zu denken. Aber ich hatte das Bewußtsein, daß es für einen Pfarrer notwendig sei, nicht nur im Hinterland seinen Dienst zu tun, sondern eben auch unmittelbar an der Front, und gerade eben auch dieser Dienst ist bei der Truppe gewürdigt und anerkannt worden. Ich bin damals schon zu meiner Überraschung mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse ausgezeichnet worden.

→ Nachdem die Kampfhandlungen beendet waren, haben wir einen feierlichen Gedenkgottesdienst gehalten zur Erinnerung an die Opfer des Feldzuges, an die Gefallenen, an die Verwundeten, aber auch mit der Bitte, daß mit dem Abschluß des Polenfeldzuges der Friede für die Heimat wieder gesichert sein möchte. Nach dem Polenfeldzug wurde meine Division in den Westen verlegt.

Wir kamen zunächst in den Raum von Dorsten, später dann in den Raum von Mönchengladbach. Im Westen hatte sich ja bisher wenig getan. Es ist wohl zu einzelnen kleineren Scharmützeln gekommen, aber im Grunde sprach man ja von dem "komischen" oder "drolligen Krieg" an der Westfront. Natürlich machten wir uns auch Gedanken: "Wie wird es weitergehen?" Aber auch da war immer unsere Hoffnung, daß nach dem auch für unsere Gegner so erfolgreichen Polenfeldzug, sich vielleicht doch noch eine politische Möglichkeit ergeben könnte, zu einer Verständigung zu kommen und den Krieg im Westen zu vermeiden.

Die Zeit der Ruhe vor dem Westfeldzug haben wir Divisionspfarrer <sup>gründlich zur Abhaltung</sup> Außer mir war ja auf katholischer Seite der Kriegspfarrer Wilhelm Holze tätig, ein ganz hervorragender

Mann, in Friedenszeiten Domprediger in Hildesheim, der auch eine ungewöhnlich gute Gabe hatte, Soldaten anschaulich und männlich ansprechen zu können, <sup>und</sup> der sich innerhalb kurzer Zeit bei der Truppe wegen seines menschlichen Verhaltens großer Beliebtheit erfreute.

Wir fanden auch bei der Truppe dafür jegliches Verständnis, auch in der Zeit, als sich allmählich abzeichnete, daß der Westfeldzug doch unvermeidlich sei. Wir wurden aus dem Raum Dorsten in den Raum Mönchengladbach verlegt, unmittelbar an die holländische Grenze, ein Zeichen, daß es mit Sicherheit ernst werden würde.

Gerade diese Zeit vor dem Beginn des Westfeldzuges war für unsere seelsorgerlichen Wirken eine ungewöhnlich fruchtbare Zeit. Mit großer Dankbarkeit gedenke ich der katholischen Gemeinden und Pfarrer vom linken Niederrhein, die mit einer Großzügigkeit und  
→ Bereitwilligkeit ohnegleichen uns ihre Kirchen zur Verfügung gestellt haben und auch sonst in jeder Weise bereit waren, uns durch ihr Entgegenkommen, unseren Dienst zu erleichtern.

B: Vielleicht können Sie noch etwas von Ihrer seelsorgerlichen Tätigkeit zwischen dem Polenfeldzug und dem Frankreichfeldzug erzählen.

L: Wir haben neben unseren Gottesdiensten auch viele Truppenbesuche gemacht, mit den Kommandeuren gesprochen und mit den einzelnen Männern, so daß sich im Laufe der Zeit doch bei vielen Einheiten ein persönliches Vertrauensverhältnis herausgebildet hatte.

Was mir aber in dieser Zeit am eindrucklichsten gewesen ist, das war die Beteiligung der Truppen am Abendmahl. Wenn man sich vorstellt, daß die meisten Männer in einem Alter waren, wo sie kaum eine innere Beziehung zur Kirche, geschweige denn zum Abendmahl hatten, war das doch für uns bei unseren Gottesdiensten ganz besonders eindrucksvoll, zu sehen, wie sehr das Angebot des Abendmahls von den Soldaten angenommen wurde. Dabei wurde bewußt die Abendmahlsfeier so gestaltet, daß sie nicht als Nötigung oder gar als Zwang zur Teilnahme hätte aufgefaßt werden können. Wir haben die Abendmahlsfeier deshalb des öfteren im Anschluß an den offiziellen Gottesdienst gehalten, um zu vermeiden,

daß jemand, der vielleicht mehr oder weniger offiziell am Gottesdienst teilnahm, sich gedrungen fühlte, sich auch am Abendmahl zu beteiligen. Aber diese Abendmahlsfeiern im Anschluß an den Gottesdienst, die also nun wirklich freiwillig waren, haben gezeigt, daß bei vielen Soldaten, zweifellos auch unter dem Eindruck des Ernstes der damaligen Zeit, ein Bedürfnis war, am Abendmahl teilzunehmen.

B: Waren die Gottesdienste, die vor oder unabhängig von den Abendmahlsfeiern stattfanden, kommandiert?

L: Die Teilnahme am Gottesdienst war offiziell zwar freiwillig, galt also nicht als Dienst, aber es war natürlich so, daß je nach der Einstellung des Chefs oder des Hauptfeldwebels oder des Kommandeurs die Teilnahme so erwünscht war, daß viele, wenn man so will, unter diesem Eindruck ihre persönliche Teilnahme am Gottesdienst möglich machten. Aber wie gesagt: Es wurde kein Zwang ausgeübt, es war kein offizieller Dienst. Offiziell war die Teilnahme freiwillig. Aber es ist auch zu verstehen, daß in der damaligen Zeit, wo es überhaupt schwierig war, einen innren Dienstbetrieb für die Einheiten aufrechtzuerhalten, mancher die Teilnahme am Gottesdienst als eine willkommene Abwechslung angesehen hat.

Diese Gottesdienste wurden in der Regel in den Kirchen abgehalten. Da das linksrheinische Gebiet überwiegend katholisch war, waren wir natürlich auch auf die katholischen Kirchen angewiesen. Es war geradezu erstaunlich, in welcher Weise die katholischen Pfarrer bereit waren, uns ihre Gotteshäuser zur Verfügung zu stellen.

In der Zeit vor dem Einsatz wurden die Gottesdienste in der Regel nach Konfessionen getrennt gehalten, weil der katholische Pfarrer wert darauf legte, die Messe zu zelebrieren.

Gemeinsam waren nur die Feldgottesdienste, in der Regel jedenfalls. Wir haben auch später, wo es unter ruhigen Frontverhältnissen möglich war, getrennte Gottesdienste gehalten, <sup>wie gesagt,</sup> weil der katholische Pfarrer Wert darauf legte, nach Möglichkeit die Messe zu halten und die Kommunion anzubieten. Die interkonfessionellen Feldgottesdienste waren zwischen meinen katholischen Kollegen und mir kein Problem. Wir <sup>hervor-</sup> <sup>arbeiteten</sup>

ragend gut zusammen. Wir haben uns bestens verstanden. Deshalb gab es für unseren Dienst keine Schwierigkeiten. Wir haben uns immer verständigen können. Während des ganzen Krieges habe ich nie die geringsten Schwierigkeiten mit meinem katholischen Kollegen gehabt. Wenn wir gemeinsame Gottesdienste vorbereiteten, haben wir uns abgesprachen; entweder habe ich zuerst gesprochen, dann der Katholik, oder umgekehrt. Es war eine große Gemeinsamkeit.

Ich weiß nicht, ob die Feldagende uns vor dem Frankfurterfeldzug schon erreicht hat. Aber wenn, dann haben wir uns natürlich an die Feldagende gehalten, was die Ordnung des Gottesdienstes angeht.

B: Welche Gebetspraxis hatten Sie im Gottesdienst?

L: Was die Gebete angeht, ist auch hier die Feldagende zu nennen. Sie hat auch Gebete enthalten. Besonders vor dem Einsatz oder während des Einsatzes haben die Gebete natürlich immer einen sehr aktuellen Bezug auf das Gebet, was einen momentanen bewegte. Wenn überhaupt nach Hauptbestandteilen des Gebets gefragt wird, kann man die Frage so beantworten, daß es immer wieder darum ging, daß der Einzelne sich vor Gott stellte sein Vertrauen ihm schenkte und aus der Kraft seiner Zusagen lebte, auch im Vertrauen darauf, daß sein persönliches Schicksal in den Händen Gottes ruht und er ihm zutrauen muß, daß er jeden von uns den Weg führt, den er für ihn vorgesehen hat. Und ebenso wichtig war natürlich die Bitte um den Frieden. Ich bin überzeugt, daß gerade diese Bitte immer wieder ganz besonders innerlich aufgenommen wurde, weil sie ja wußten, was ein Einsatz bedeutete. Weiter gehörte dazu die Fürbitte für die Angehörigen und die Heimat.

B: In der Feldagende steht das Gebet für Führer, Volk und Wehrmacht. Wie haben sie das gehandhabt?

L: Gut, daß Sie daran erinnern. Diese Fürbitte war vorgeschrieben und wurde auch in der Gottesdiensten gesprochen, wobei wir uns darüber klar waren, daß ein Mann wie der "Führer", der die Vollverantwortung für das ganze Geschehen trug, weiß Gott die Fürbitte für nötig hatte. Insofern haben wir keine inneren Schwierigkeiten gehabt, die Fürbitte für Führer, Volk und Vaterland zu übernehmen, aber Fürbitte nicht in dem Sinne, seine Vorhaben abzusagen. Bei dieser Gelegenheit darf ich einmal eine oft wiederholte Behauptung aufgreifen, die immer wieder in einer für mich unbegreiflichen Weise behauptet, daß die Waffen gesegnet worden wären. Von einer Segnung der Waffen, bei welcher Gelegenheit auch immer, kann überhaupt nicht die Rede sein. Ob so etwas vor dem ersten Weltkrieg oder im ersten Weltkrieg möglich gewesen ist, kann ich nicht überprüfen.

Wir haben auch immer wieder versucht, während der Kampfhandlungen, wenn es einmal eine Ruhepause gab, kurzandachten zu halten, und zwar in schlichtester Form, indem wir eine kurze Ansprache hielten und mit einem Gebet schlossen. Eine ganz große Hilfe für diese Ansprache war uns das Lösungsbuch der Brüdergemeine, weil man dann

kurzfristig auf den Tagestext zurückgreifen konnte, oder auf den Wochenspruch oder auf den Monatspruch, je nach dem, wie das jeweilige Wort auf die Situation zu passen schien. Selbstverständlich mußte man in der Lage sein, jederzeit sprechen zu können, weil gerade bei solchen Gelegenheiten keine Zeit gab für irgendwelche Vorbereitung. Diese Andachten, besonders später während des Stellungskrieges in Rußland, sind mir immer sehr wichtig gewesen, auch wenn nur fünf oder zehn versammelt waren. Ich habe auch nie erlebt, daß ein solches Angebot abgelehnt wäre. Im Gegenteil: Persönlich hat mich den Eindruck, daß die Leute besonders dankbar waren, wenn ihnen in ihrer Situation, besonders vor dem Feind, einmal ein persönliches Wort gesagt wurde. B: Ich möchte gerne im einzelnen auf Ihre Predigtarbeit zu sprechen kommen. L: Anders als bei den kleinen Andachten war natürlich die Situation, wenn die Möglichkeit gegeben war, besonders vor oder nach den Feldzügen, Gottesdienste in Kirchen oder Schulen oder auch Feldgottesdienste zu halten. Selbstverständlich waren diese Gottesdienste vorbereitet. Die Vorbereitung bestand darin, daß man sich auch sehr zu überlegen hatte, welches Wort zu sagen war. Ich habe mir immer gerne an unsere Psalmen gehalten, weil gerade auch diese Psalmen mit ihrem Gebetscharakter und ihrem Aufruf zum Vertrauen besonders geeignet waren, den Leuten eine persönliche Hilfe zu geben. Aber wie schon an anderer Stelle gesagt: Für unsere Gottesdienste gab es keinerlei Vorschriften. Wir waren da völlig frei, sowohl in der Wahl der Texte, als auch in dem, was wir zu sagen hatten. Nur mußte man sich überlegen, daß man ad hominem sprach. Für Predigten, die mehr oder weniger glaubensmäßig dogmatisch ausgerichtet waren, wäre natürlich in dieser Zeit keine Möglichkeit gewesen, man hätte dann an der Situation des Mannes vorbeigesprochen. Das Persönliche war immer wieder wichtig: den Mann selbst anzusprechen und zu erkennen, auch aus den Gesprächen, die man vielfach geführt hat, wo nun der Anknüpfungspunkt für die Situation des Mannes war, ohne dabei Gottes Wort und das Evangelium zu verkürzen oder zu verbiegen oder zu einer ad hoc-Aussage zu machen. Die Möglichkeit zu einer ad hoc-Aussage wäre ja immer wieder gegeben gewesen, entweder vor dem Einsatz in frisch-fröhliches, die Angriffsmoral stärkendes Evangelium zu verkündigen, oder nach Beendigung der Kampfhandlung den Sieg zu feiern als das Ergebnis menschlicher militärischer Tüchtigkeit. B: Welches waren die inhaltlichen Dinge, die Ihnen besonders am Herzen lagen, die Sie Ihrer Gemeinde des öfteren oder besonders deutlich gesagt haben? L: Die Frage könnte ich nur mit einem Psalmwort beantworten: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Wir haben bei unseren Predigten gerne auf militärische Vorbilder zurückgegriffen um auf die Einheit von Glaubenshaltung und Soldatenstand zu verweisen, bis hin zum alten Zieihen, "offiziere vor Gott" - wir wollten dem Mann auf diese Weise deutlich machen,

Jesus Christus haben. Sie mußte sagen, was uns dieses Vertrauen bedeutet, besonders bezeugen. Sie mußte bezeugen, warum wir überhaupt ein solches Vertrauen zu Gott und zu Sie mußte auf der anderen Seite selbstverständlich auch die Wahrheit des Evangeliums Predigt mußte in erster Linie einen ausgesprochen seelsorgerlichen Charakter haben. L: Wenn man nach einem Charakteristikum der Predigt fragt, dann möchte ich sagen, die B: Wie würden Sie die allgemeine Ausrichtung Ihrer Predigt charakterisieren?

Christus verbürgt ist. aber wissen, daß es ein neuer Anfang ist, weil dieser Anfang uns im auferstandenen keit, ein Anfang, über den wir zwar im einzelnen nichts aussagen können, von dem wir hat, daß der Tod nicht das Ende ist, sondern ein völlig neuer Anfang in Gottes Ewig- Sohn Jesus Christus das Tor zur Ewigkeit aufgetan hat und uns die Verheißung gegeben eine Hoffnung gegeben hat über Tod und Grab hinaus, von dem Gott, der uns in seinem dem Schicksal, sondern von dem Gott, der den Tod überwinden hat, von dem Gott, der uns das müssen wir aus seiner Hand entgegennehmen. Aber wir sprechen nicht von Gott als nicht über unser Leben. Über unser Leben verfügt Gott, und was Gott über uns verfügt, In wenigen Worten würde ich den Inhalt meiner Grabreden so ausdrücken: Wir verfügen toter sein konnte, vielleicht doch eine Hilfe sein mochte. den muß, und es so zu sagen, daß es auch dem lebenden Soldaten, der morgen schon ein was in einer solchen Stunde gesagt werden sondern sich genau überlegte,

sen zu sprechen. Nun mußte man sich hüten, daß man eben nicht in ein Klischee fiel. men?" Und man kam. Oftmals hatte man auch mit vor denselben Leuten bei gleichen Anläs- plötzlich. Man war bei irgendeiner Truppe, oder man wurde angerufen: "Können Sie kom- ten Beerdigungen, die jeder von uns hat halten müssen. Diese Situation kam ja sehr Die wichtigsten Gelegenheiten, den Mann anzusprechen, waren für uns die unendlich vie- tige, weil ein Pfarrer eben so und nicht anders reden muß. - daten, war einm das, was man sagte, abzunehmen als persönlichen Glauben oder als Rou- in dem, was man sagte, und wie man sich verhielt im persönlichen Umgang mit den Sol- tichen und kirchlichen Dienst - ich sage das mit aller Vorsicht - die Glaubwürdigkeit <sup>persönliche</sup> im seelsorger- getzt für uns zu bedeuten? Immer wieder ist wichtig gewesen, wie überall im seelsorger- hat der Gott, der damals die Soldaten in ihrer Situation angesprochen hat, heute und und begreiflich, daß die Soldaten so gedacht haben, aber wie ist unsere Situation? Was damals, und in der damaligen Situation war das ja vielleicht durchaus verständlich man bei solchen Rückgriffen darauf achten, daß nicht der Eindruck entsteht: Das war Der "Preußische Choral" (Innenfeld) ist uns eine große Hilfe gewesen. Natürlich muß Situation in Krieg und Frieden bedeuten konnte. daten bewegt hat, was denn nun Gott für ihre persönliche soldatische und militärische daß er mit der Gottesfrage nicht alleine stand, sondern daß auch früher die Frage Sol-

in Zeiten, wo man nicht weiß, was der morgige Tag mit sich bringt, daß es für die ganz Lebenssituation entscheidend ist, daß man durch Christus versöhnt ist mit Gott, und daß man aus der Freiheit und Geborgenheit in Gott leben und alles aus Gottes Händen entgegennehmen kann als seinen guten, gnädigen Willen über das eigene Leben.

B: Sie sprachen vorhin vom Abendmahl und von dem großen Interesse, das die Soldaten an der Feier des Abendmahls hatten. Warum sind sie wohl so zahlreich erschienen, und was haben Sie ihnen inhaltlich zum Abendmahl gesagt?

L: Das Interesse der Soldaten am Abendmahl kam sicher zum großen Teil auch daher, daß sie sich des Ernstes ihrer Situation bewußt waren, zum anderen Teil sicher auch in Erinnerung daran, was sie in früheren Tagen in ihren Heimatgemeinden erlebt hatten. Wir haben ja viele Soldaten gehabt, die aus ländlich geordneten Bereichen kamen, wo eben die Kirche, der Gottesdienst und der Abendmahlsgang eine Bedeutung hatten. Das Abendmahl wurde oft mit der ganzen Familie gefeiert, so daß also auch diese besondere Abendmahlstfeier ihnen das Bewußtsein gab, irgendwie doch mit dem Zuhause, mit der Heimat, mit der Familie verbunden zu sein.

Inhaltlich wichtig war, daß das Abendmahls uns die Gemeinschaft mit Gott schenkt, zweitens die Versöhnung mit Gott und als Versöhnung die Freiheit, unter seiner Führung und Gnade leben zu können. Auch beim Abendmahl war in erster Linie die Ausrichtung seelsorgerlich. Man muß sich immer wieder vor Augen halten, daß man eine Gemeinde von ganz jungen Menschen vor sich hatte, und sich vorstellen, was diesen jungen Menschen bevorstand, die doch mit Sicherheit mit Vernunft oder Tod rechnen mußten, auch wenn sie es oft verdrängten und nicht nach außen treten ließen. Wenn man ihnen in einer solchen Situation nicht gesagt hätte, was der einzige Trost im Leben und im Sterben ist, hätte man allerdings wirklich an diesen mehr oder weniger vom Tode gezeichneten Menschen etwas versäumt.

Der eine oder andere kam dann doch auf mich zu und fragte mich, ob er über seine persönlichen Nöte einmal mit mir sprechen könnte, sei es, daß ihn Glaubenszweifel bewegten, sei es, daß es ihm als bewußtem Christen oft große Not machte, mit Kameraden, vor allem mit dem unter Soldaten üblichen Ton zurechtzukommen und zu leben, oder aber daß er das Bedürfnis hatte, einmal über seine Ehe zu sprechen. Das war wohl so das, was immer wieder angesprochen wurde.

B: Warne dabei die Problembereiche, die in der Einzelseelsorge angesprochen wurden, bei den Mannschaften etwa dieselben wie bei den Offizieren auch?

L: Bei den Offizieren war hier immer noch eine größere Zurückhaltung, aber bei den Mannschaften war die Bereitschaft zu solchen Gesprächen sehr viel größer. Natürlich waren das keine Massengespräche, die man geführt hat. Auch bei der Mannschaft waren es immer Einzelgespräche, aber sie kamen eben doch und hatten ihre Nöte und hatten ihre Anliegen und Fragen. Der Offizier war hier im allgemeinen sehr viel zurückhaltender, obwohl ich mich genau erinnere an eine ganz besondere Situation bei dem Unternehmen



Zitadelle in Rußland, Juli 1943.

Ich war damals vorne bei den Truppen. Es sollte eine Sturmgeschützabteilung, die uns unterstellt war, eingesetzt werden. Da kam der Kommandeur zu mir und sagte: "Ich habe eine Bitte, Herr Pfarrer. Bevor wir jetzt sofort angreifen, beten Sie noch einmal mit mir." Das habe ich dann auch getan. Er ist dann später gefallen. Ich habe aber nicht nur mit ihm gebetet, sondern ich bin dann den Einsatz auf seinem Panzer mitgeführt, weil mir das zu wenig gewesen wäre, mit einem angefochtenen Mann - und der war angefochten - nur zu beten, sondern ich wollte bei ihm sein. Das hat er mir abgenommen und auch verstanden.

B: Sind in der Zeit des Polen- und Frankreichfeldzuges Offiziere auf Sie zugekommen, weil ihnen Fragen gekommen sind?

L: Daß über die Problematik des Krieges gesprochen wäre... , offiziell auf gar keinen Fall, wohl aber im persönlichen Gespräch, schon aus Sicherheitsgründen. Sie wußten, daß sie auf unsere unbedingte Verschwiegenheit rechnen konnten. Zweifel und Skepsis kamen eigentlich in verstärktem Maße erst im Rußlandfeldzug; denn bis dahin war ja alles so wunderbar gut und glatt gegangen. Und wer das Glück hatte, zu überleben, war natürlich froh und dankbar. Natürlich kam immer wieder die Frage: Wie wird der Krieg einmal zueinde gehen? Aber mindestens bis zum Abschluß des Westfeldzuges war die Meinung: Der Führer wird schon irgendeinen Weg zum Frieden finden. Vielleicht sind wir dem Frieden näher, als wir alle glauben. Das war nach diesen glanzvollen Feldzügen, wie man menschlich gesprochen wohl sagen darf, eine optimistische Haltung, die sich weithin bei vielen vorgefunden hat, und die auch für die ersten Monate des Rußlandfeldzuges noch gelten konnte, aber dann doch einer zunehmenden Skepsis, besonders bei den älteren Offizieren gewichen ist, im Gegensatz zu den jüngeren Offizieren, die auch trotz aller bitteren Erfahrungen, die sie im Rußlandfeldzug gemacht haben, noch erstaunlich läufig und optimistisch waren. Ohne Übertreibung kann ich sagen: So viel an persönlicher Einzelseelsorge, wie ich als Wehrmachtspfarrer erlebt habe, habe ich niemals später wieder in der Gemeinde erlebt.

B: Sie haben Seelsorge geübt auch im Lazarett: Vielleicht können Sie auch davon etwas erzählen.

L: Nun muß man folgendes unterscheiden: Es gab die Truppenverbandssplätze, die Hauptverbandssplätze, die Feldlazarete, bei den Divisionen, und es gab Lazarete im rückwärtigen Gebiet. Wir als Divisionspfarrer hatten es ja in erster Linie zu tun mit

den Truppenverbandsplätzen und den Hauptverbandsplätzen. Man muß sich die Dinge so vorstellen: Eine Division hatte in der Regel drei Regimenter und beim Einsatz mindesten drei Truppenverbandsplätze. Im rückwärtigen Gebiet besaß sie noch ein Feldlazarett. Auf den Truppenverbandsplätzen verblieb der Mann in der Regel nur sehr kurz. In erster Linie haben wir uns

der Schwerverwundeten angenommen, haben sie angesprochen, haben versucht, - zu fragen, ob sie einen Wunsch hätten. Meistens war der Wunsch: "Können Sie die Angehörigen benachrichtigen?" Manche konnten nicht mehr sprechen. Oft hat man mit ihnen noch ein Vaterunser sprechen können, mehr war nicht möglich.

Auf den Hauptverbandsplätzen war es schon anders. Da wurden ja die ersten Operationen durchgeführt bei Leichtverwundeten und Schwerverwundeten. Hier muß ich zunächst einmal sagen, was Sie auch in meinem Aufsatz lesen werden, daß ich während des ganzen Krieges auf das stärkste beeindruckt bin von dem unerhörten Einsatz der Sanitätsoffiziere. Was Sanitätsoffiziere da geleistet und getan haben, um den Kameraden zu helfen, daran kann man sich nur mit großer Bewunderung erinnern.

Aber nun zur Seelsorge! Da war es natürlich auch so, daß man unterscheiden mußten, ob man es mit Leichtverwundeten oder mit Schwerverwundeten zu tun hatte. Nebenbei stand jeder Verwundete ja zunächst einmal unter einem ungeheuren Schock. Einmal das Bewußtsein, aus einer großen Gefahr doch noch gerettet zu sein. Verwundete sprechen unaufhörlich, wenn sie noch sprechen können. Es ist auch sehr schwer, sie zu unterbrechen, was man auch nicht tun soll; denn der Mann muß ja zunächst einmal alles loswerden, was ihn bewegt. Die Kampfhandlungen stehen vor ihm, alles, was er mit den Kameraden erlebt, gesehen hat, die Gefallenen, die Verwundeten, die Schreckensszenen.

Die wichtigste Aufgabe des Seelsorgers <sup>ist es,</sup> zunächst einmal, zuzuhören. Das ist für jeden Verwundeten schon eine große Entlastung, wenn man ihm überhaupt zuhört, oder wenn man einem schwer Verwundeten die Hand reicht und ihm das Gefühl der persönlichen Nähe gibt.

Man darf sich ja von Hauptverbandsplätzen keine illusionären Vorstellungen machen. Sie waren oft sehr primitiv in Katen und in Schulen untergebracht. Wenn sich die Gelegenheit ergab, habe ich dann auch immer wieder versucht, eine kurze Andacht zu halten oder ein kurzes Wort zu sagen, oder auch nur ein Gebet zu sprechen. Mehr war ja überhaupt nicht möglich. Aber immer wieder, wenn ich mich an die persönlichen Gespräche zurückerinnere, kam die Bitte, Verbindung mit den Angehörigen aufzunehmen, was ich dann oft genug getan habe, was mich gelegentlich in Schwierigkeiten brachte, weil es auch eine merkwürdige Verordnung gab, daß zunächst einmal die militärische Dienststelle zu schreiben hatte, und erst in zweiter Linie der Divisionspfarrer.

Ich habe in einem Falle, wo mir auch noch der Betreffende sehr gut bekannt war, die Eltern unterrichtet, daß ihr Sohn schwer verwundet war, und irgendwie ist das publik geworden, wobei ich dann sofort darauf hingewiesen wurde, daß der umgekehrte Weg wohl

der richtige gewesen wäre, aber das ist nur so eine Kleinigkeit am Rande. Diese Wünsche zu erfüllen, war nicht immer sehr einfach. Wir hatten ja oft auch nur primitive Unterkünfte oder gar keine Unterkünfte. Wenn es irgendwie angänglich war, sind wir aber selbstverständlich den Wünschen der Verwundeten nachgekommen. Aber das Wichtigste war, daß sie sich 'mal abreagieren konnten, daß sie einen Gesprächspartner hatten und daß einmal einer da war, den sie möglicherweise von früheren Begegnungen her kannten, der ihnen menschlich nahestand.

→ Viele sind schon auf den Hauptverbandsplätzen gestorben, die dann an Ort und Stelle beerdigt wurden. Eines ist natürlich auch hier anzumerken, daß es nämlich dem Pfarrer unmöglich war, bei jeder Beisetzung, sei es vorne bei der Truppe, sei es bei den Verbandsplätzen, persönlich anwesend zu sein. Wenn man sich vorstellt, daß eine Division immerhin eine Division von sechzehntausend Mann ist, daß auch oft die Einsatzorte weit auseinanderlagen und daß es für uns auch nicht immer einfach war, dorthin zu kommen, wo man gebraucht wurde, erklärt das, weshalb wir auch immer nur einen Teil dieser Aufgaben, vor allen Dingen ~~der~~ Beisetzungen, übernehmen konnten.

Man sprach von einer leichten Verwundung, wenn der Betreffende noch in der Lage war, sich auf eigenen Füßen fortzubewegen. Wenn das nicht mehr der Fall war, mußte man davon ausgehen, daß eine schwere Verwundung vorlag. Am schwierigsten waren ja immer die Bauchschüsse, und am hoffnungslosesten. Wenn man bedenkt, daß so ein Bauchschuß eine Operation von drei/vier Stunden nötig machte und daß ja auch die Operationsgruppen bei den Sanitätskompanien sehr beschränkt waren, (es gab nur zwei; jede Kompanie hatte zwei Operationsgruppen, die einander ablösen mußten,) kann man sich vorstellen, was es bedeutete, wenn ein Bauchschuß anfiel. Dann mußten andere Operationen zurückstehen. Natürlich haben sich die Ärzte auch immer umgesehen, wem zuerst geholfen werden konnte, oder wer länger warten konnte oder wer sofort zum Feldlazarett oder weiter nach hinten abtransportiert werden konnte. Aber immerhin: wenn man bedenkt, was da operativ unter primitivsten Umständen geleistet werden mußte... Für mich ist es immer wieder bewundernswert, mit welchem persönlichen Einsatz die Sanitätsoffiziere und -unteroffiziere da gearbeitet haben. Vor dieser Gruppe habe ich bis zum heutigen Tage den größten Respekt.

→ Für die Sanitätsdienstgrade muß man genau dasselbe sagen. Unter den Sanitätsdienstgraden befanden sich auch eine ganze Reihe von Theologen. Diese Theologen waren mir besonders wichtig, weil sie, wenn wir nicht da waren, für uns eintreten konnten und auch eingetreten sind. Die Sanitätsdienstgrade mußten genau so wie die Sanitätsoffiziere im pausenlosen Einsatz sein. Natürlich waren sie nicht im unmittelbaren Einsatz, das waren nur die Sanitätsdienstgrade bei der Truppe, die mußten ja mit nach vorne. Die haben zweifellos den schwersten Dienst zu bewältigen, und viele sind beim Einsatz für ihre Kameraden gefallen.

B: Hatten Sie Gelegenheit an den Sanitätsdienstgraden und -offizieren Seelsorge zu üben?

L: Im Grunde genommen gehörten nicht nur die eigentlichen Einsatztruppen zur Seelsorge, sondern alles, was zur Division gehörte, ob das die Sanitätskompanie war oder ob das die Veterinärkompanie war. Wir haben selbstverständlich auch bei diesen Einheiten unsere Gottesdienste halten können, und das um so mehr, als diese Sanitätseinheiten verhältnismäßig viel Ruhe hatten in den Zeiten, wo keine größeren Einsätze waren. Da waren wir ja sogar sehr gerne gesehen. Wir haben dort tatsächlich einen erstaunlich guten Zugang gehabt. Aber wichtig war für uns, weil wir nicht, wie man theologisch sagen würde, über die Tugend der Ubiquität verfügten, daß wir immer wußten, daß in den Sanitätskompanien eine ganze Reihe von Theologen war, die auch bereit waren, uns zu vertreten.

→ Nicht nur in den Sanitätseinheiten, sondern auch in den übrigen Einheiten der Division gab es Theologen. Ich habe immer Wert darauf gelegt, diese Theologen irgend einmal zu sprechen und kennenzulernen, bzw. die Theologen der Division, wenn es möglich war, einmal zu einer Zusammenkunft oder Besprechung zu versammeln. Dies ist mir allerdings nur in der Zeit zwischen dem Polenfeldzug und dem Frankreichfeldzug gelungen. Bei dieser Gelegenheit stellte ich fest, daß in der ganzen Division doch mindestens zehn bis zwölf Theologen vertreten waren. Wenn ich bei meinen Besuchen in den Einheiten, Gelegenheit hatte, den einen oder anderen zu sprechen, habe ich diese Möglichkeit natürlich auch wahrgenommen. Einige dieser Theologen sind längere Zeit in der Division gewesen, andere haben sich wegen der ständigen Wechsel und Ausfälle schnell wieder aus meinem Gesichtsbereich verloren.

Jedem Divisionspfarrer stand auch ein Klüster zur Verfügung. Als der erste Klüster aus Krankheitsgründen ausfiel und ich mich nach einem neuen umsah, traf ich <sup>auf</sup> einen Mann mit Namen Adolf Wischmann, der in einem unserer Regimenter als Soldat eingezogen war. Wischmann war ~~Studentenpfarrer~~ in Göttingen und hatte Konflikte mit der Gestapo. Das war sicher auch ein Grund, weshalb er eingezogen wurde und eines Tages in unserer Division als Soldat auftauchte. Aus Gesprächen mit Wischmann wußte ich, daß er, soweit es überhaupt möglich war, einen großen Briefwechsel mit den Mitgliedern der Göttinger Studentengemeinde führte. Dies war für mich ein entscheidender Grund, die Division zu bitten, Wischmann freizustellen, was auch sofort geschah. So kam Wischmann aus dem Regiment 82 zu unserem Divisionsstab und wurde mir als Klüster zugeteilt. Es war etwas schwierig, den Klüster zu den Gottesdiensten mitzunehmen. Ich fuhr mit dem katholischen Kollegen zusammen, der auch seinen Klüster bei sich hatte. An Ort und Stelle fanden sich immer genügend Helfer für die Vorbereitung des Gottesdienstes, so daß ich im Grunde genommen auf die eigentliche Klüstertätigkeit von Adolf Wischmann verzichten konnte. Mir war viel wichtiger, daß er ungestört vom sonstigen Dienstbetrieb seine umfangreiche Korrespon-

denz weiterführen konnte. Das hat er auch mit großem Erfolg getan. Im Übrigen bestand sein weiterer Dienst nur darin, daß er unser kleines Büro betreute, Telefongespräche annahm, wenn wir von irgendwelchen Einheiten angerufen wurden und gefragt wurden, ob wir für Beerdigungen zur Verfügung ständen. Auch nach Wischmanns eigenem Urteil war seine Tätigkeit als Divisionsküster durchaus auszuhalten. Er war bei mir nach dem Polenfeldzug, während des Frankreichfeldzugs und anfangs, als wir nach Kalisch verlegt wurden, um uns auf den Rußlandfeldzug vorzubereiten. Es war immer mein Bestreben, einen so außerordentlich qualifizierten Mann wie Wischmann auf Dauer nicht beim Stab und in der Stellung eines Divisionsküsters zu behalten, sondern, weil ja der Bedarf an Kriegspfarrern sehr groß war, seine Berufung als Kriegspfarrer zu erreichen. Dies ist nicht gelungen, weil sich offenbar bei jedem Versuch die Gestapo einschaltete und ihr Veto gegen Wischmann aufrecht erhielt. In dieser Situation habe ich dann mit unserem I Ia überlegt, wie wir Wischmann helfen könnten, um eine Stellung für ihn zu finden, wo er weiterhin Gelegenheit hätte, seinen persönlichen Dienst an den ehemaligen Mitgliedern der Göttinger Studentengemeinde auszuüben. Unser I Ia, von Barnikow, kam auf den Gedanken: "Wie wäre es, wenn wir Wischmann zu einem Lehrgang als Verwaltungsoffizier einberufen würden? Als Verwaltungsoffizier wird er mit Sicherheit Zeit und Gelegenheit genug haben, seiner besonderen Aufgabe nachzukommen." So ging es dann auch. So ist Wischmann Verwaltungsoffizier geworden und hat, soviel ich weiß, den Krieg in dieser Aufgabe durchgestanden.

Wie die persönliche Haltung der einzelnen Theologen innerhalb ihrer Einheiten war, ist schwer zu sagen. Es ist klar, daß der Theologe als Soldat sich in irgendeiner Form einpassen mußte. Die Einpassung in das soldatische Leben, den Ton und überhaupt die besondere Art des soldatischen Umgangs war für viele sehr schwer. Es gab sicher auch einige, die keinen besonderen Wert darauf legten, als Theologe erkannt oder bekannt zu werden. Aber immerhin gab es Situationen, mitunter sehr skurrile Situationen, wo sie, ob sie es wollten oder nicht, auch von ihren Einheiten gefordert wurden. Das kam nicht nur im Einsatz vor, wenn kein Pfarrer da war für irgendwelche Beerdigungen: "Wir haben ja einen Theologen, der kann das doch auch so machen!" So ist mancher, ob mit oder ohne seinen Willen, durchaus in die Gelegenheit gekommen, als Theologe und als Pfarrer in seiner Einheit tätig zu werden. Ich hatte immer den Eindruck gehabt, daß das zu keinerlei Benachteiligung führte - im Gegenteil: die Kameraden besaßen doch Achtung für einen solchen Mann und empfanden es als ganz selbstverständlich, daß er, wenn der zuständige Divisionspfarrer nicht da war, diesen Dienst tat.

Das führte bei einer Gelegenheit einmal zu einem besonderen Ereignis, und zwar am Heiligabend 1939, als wir hier im Raume von Essen lagen und für den Heiligabend vier oder fünf Gottesdienste angesetzt waren. Aber wie es das Unglück wollte - ich hatte kaum den ersten Gottesdienst halten können, da trat hier der berühmte Ruhrnebel in

einem solchen Maße auf, daß mein Fahrer sich in diesem Straßengewirr der Ruhrstädte  
 völlig verfuhr und wir sogar mit unserem PKW gegen eine Mauer prallten. Die Lichtma-  
 schine fiel aus, und wir standen mehr oder weniger im Dunkeln. Ich war sogar genötigt,  
 einen Zivilisten gegen seinen Willen aufzufordern, uns als Ortskundiger einigermäßen  
 zu führen. Tatsächlich war ich also nicht in der Lage, drei Gottesdienste selber halten  
 zu können. Nun waren diese Gottesdienste alle verabredet, und die Soldaten waren in den  
 vorgesehenen Kirchen versammelt, nur kein Pfarrer war da. In dem einen Fall kam der  
 Kommandeur auf die Idee: "Wir haben doch auch einen Theologen hier unter uns.  
 Der Mann möge sich melden. Er meldete sich. Darauf der Kommandeur militärisch: "Der  
 Divisionspfarrer ist nicht da. Wir können nicht länger warten, bitte steigen Sie auf  
 die Kanzel und halten Sie uns den Gottesdienst." Man kann sich die Situation dieses un-  
 glücklichen Mannes vorstellen, aber mir wurde später gesagt, er habe doch das rechte  
 Wort in jener Stunde gefunden.  
 In solchen Situationen, die mir selbst des öf-  
 teren begegnet sind, kann man sich nur auf die Zusage des Heiligen Geistes verlassen.  
 Die Verordnung, daß Pfarrersoldaten in der Division nicht kirchlich tätig sein durf-  
 ten, war durchaus bekannt, es war aber auch klar, was damit beabsichtigt war. Von vorn-  
 herein stand ja fest, daß zwei Pfarrer in einer Division von 16.000 Leuten unmöglich  
 in der Lage sein konnten, auch nur einen einigermäßen intensiven seelsorgerlichen  
 Dienst durchzuführen, und um zu verhindern, daß weitere Pfarrer hier noch als Theo-  
 logen tätig wären und auf diese Weise doch eine besondere Stellung einnehmen würden,  
 ist diese Verordnung herausgekommen, die einen ausgesprochen kirchenfeindlichen Cha-  
 rakter trug und nichts anderes bedeutete als eine Einschränkung der Wehrmachtsseelsorge,  
 wie man ja überhaupt während des Krieges immer wieder versucht hat, die Wehrmachtsseel-  
 sorge zu behindern, sei es, daß die Stellen ausgefallener Pfarrer nicht mehr besetzt  
 wurden, sei es, daß wie bei den Volksdivisionen später überhaupt kein Pfarrer mehr vor-  
 gesehen war, bei den Luftwaffeneinheiten von vornherein schon gar nicht. In diese Bezie-  
 hung habe ich in meiner Division nicht die geringsten Schwierigkeiten gehabt. Das kann  
 ich nur noch einmal mit großer Dankbarkeit darauf zurückführen, daß meine Divisionskom-  
 mandeure, die ich gehabt habe, den Dienst der Seelsorge in jeder Weise unterstützt ha-  
 ben und ich mich auch nicht erinnern kann, daß durch den Einsatz eines Pfarrers in  
 einer Einheit irgendwelche Schwierigkeiten aufgetaucht wären, in meiner Division nicht.  
 Wohl habe ich gehört, daß in anderen Divisionen Schwierigkeiten aufgetreten sind und  
 man mehr oder weniger getreu nach dieser Verordnung gehandelt hat.  
 B: Zur Einschränkung der Seelsorge durch die Wehrmachtführung und die Partei gehörte  
 die Abschmilderung des Kontaktes zur Heimat und die Beschränkung der Versorgung mit  
 Schriftmaterial. Wie haben Sie in Ihrer Division mit Schrifttum gearbeitet?  
 L: Ich kann mich gut erinnern, daß anfangs einiges Schrifttum kam. Dieses Schrifttum  
 ist auch weitergegeben worden. Wenn ich darüber nachdenke, wie das überhaupt während  
 des ganzen Krieges gewesen ist, so kann ich mich nicht daran erinnern, daß

uns irgendwelches Schrifttum zur Verfügung gestellt worden wäre, so daß die Frage überhaupt gar nicht aufkam.

B: Was hatten Sie für Ihre persönliche Vorbereitung an schriftlichen Dingen bei sich?

L: Selbst für uns war es außerordentlich schwierig, an irgendwelches Schrifttum heranzukommen. In früherer Zeit hatte man die Predigtmeditationen usw. zur Verfügung. Das fiel während des Krieges alles aus. Ich weiß gar nicht, ob die Predigtmeditationen während des Krieges in der Heimat überhaupt weiter erschienen sind. Die haben uns aber auch nicht helfen können, weil unsere Andachten, Gottesdienste und Predigten von einer ganz anderen Situation ausgingen als in einer Heimatgemeinde. Das war überhaupt das Belastende, daß man während der ganzen Zeit des Einsatzes kaum ein theologisches Buch in der Hand hatte. Man hatte auch gar keine Zeit, sich mit einem theologischen Buch zu beschäftigen. Ich möchte im Gegenteil sagen: Für die meisten von uns war die Zeit des Krieges eine Zeit des theologischen Vakuums. Es half alles nichts, man mußte, ob man nun wollte oder nicht, aus der Substanz leben und aus dem, was für jeden Theologen die Quelle seines Arbeitens ist, aus der Heiligen Schrift, der Meditation und dem persönlichen Gebet und aus dem Lösungsbuch der Brüdergemeinde.

B: Sie haben auch keine Predigtmeditationen von Ihrer übergeordneten Dienststelle bekommen?

L: Doch, wenn ich mich recht entsinne, kam es auch vor, daß wir das eine oder andere bekamen, so etwas wie eine Predigtmeditation, aber daran erinnere ich mich nur sehr ungenau. Ich habe aber den Eindruck, daß ich überwiegend aus dem gelebt habe, was mir unmittelbar zur Verfügung stand.

B: Zu dem Schriftlichen, was Sie bei sich hatten, gehörte auch das Feldgesangbuch.

L: Die Feldgesangbücher erschienen in einer solchen Fülle, daß wir sie unmittelbar innerhalb der Einheit verteilen konnten. Das war ja auch der Sinn schon aufgrund des Formats des Feldgesangbuches. Man konnte es sehr bequem in die obere Tasche des Uniformrockes stecken. Es sollte ja auch dem einzelnen Soldaten, der das Bedürfnis hatte, eine Hilfe sein, der ja sonst kaum ein Neues Testament oder ein geistliches Schrifttum bei sich hatte. Es sollte ihm helfen, sich hier geistlich zu stärken und aufzurichten. Wenn man sich die ungeheuren Abgänge und Verluste an Verwundeten und Toten vorstellt, stellte sich später die Situation so dar, daß viele Soldaten das Feldgesangbuch weder besaßen noch kannten. Wir hatten für unsere Zwecke immer einen ganz bestimmten Vorrat, den wir aber aus diesem Grunde, um nicht eines Tages völlig ohne Hilfsmittel dazustehen, bei uns behielten und dann gegebenenfalls ausgaben. Aber auch hier muß ich sagen, daß in den letzten Jahren unser Vorrat sich völlig erschöpfte. In der Regel mußten wir davon ausgehen, daß keine Feldgesangbücher vorhanden waren. Infolgedessen fiel der Choral bei Andachten und Gottesdiensten dann aus. Wenn ich von den letzten Jahren spreche, meine ich die Zeit des Rußlandfeldzuges. In dieser Zeit haben wir ja kaum Gelegenheit gehabt, größere Gottesdienste zu halten. Meistens handelte es sich darum, kürzere Andachten bei irgendwelchen Gelegenheiten zu halten, sei es in den Stellungen, sei es bei Beerdigungen

Das Feldgesangbuch fiel als Hilfsmittel für den Gottesdienst von vornherein völlig aus. Ich selbst habe bis zur Gefangenschaft ein Feldgesangbuch gehabt, das mir jedoch bei der Gefangennahme abgenommen wurde. Umso größer war meine Freude, als mir in der Gefangenschaft ein jüngerer Soldat ein Feldgesangbuch schenkte, das er bis dahin gehabt hatte: "Sie als Pfarrer können es doch besser gebrauchen als ich." Dieses Feldgesangbuch hat mich tatsächlich durch die ganze Kriegsgefangenschaft begleitet, bis es mir mit meinem kleinen Neuen Testament, was ich auf unwahrscheinliche Weise habe durchretten können, bei der Entlassung abgenommen wurde.

Im großen und ganzen fand ich, daß das Feldgesangbuch gut zusammengestellt war. Es waren natürlich einige Konzessionslieder drin, aber ich glaube, daß kaum einer von uns von diesen Liedern Gebrauch gemacht hat. Ich weiß nicht, wer das Feldgesangbuch zusammengestellt hat, aber man konnte feststellen, daß Kräfte am Werk waren, die möglicherweise darauf bestanden, daß einige Lieder für Führer, Volk und Vaterland auch im Feldgesangbuch unterkamen, aber das war nur ein ganz bescheidener Teil des Feldgesangbuches. Im übrigen aber war das Feldgesangbuch durchaus so zusammengestellt, daß man es in jeder Hinsicht gottesdienstlich gut gebrauchen konnte. Ich habe es auf jeden Fall sehr begrüßt und mich vor allen Dingen darüber gewundert, daß das Feldgesangbuch nicht schlechter ausgefallen ist, als es war.

B: Welchen Eindruck hatten Sie von der Feldagende?

L: Im einzelnen kann ich mich nur schwach an sie erinnern, aber daß sie uns eine Hilfe gewesen ist, das steht fest. Sie hat uns in Zeiten geholfen, wo man noch Gottesdienste halten konnte, aber später, in den Jahren des Rußlandfeldzuges, konnte man mit einer Feldagende kaum noch feierlich auftreten, da mußte man tagtäglich versuchen, so wie die Gelegenheit sich ergab, die ohnehin kurze Liturgie persönlich zu gestalten.

So weit es ging habe ich mich natürlich an die Feldagende gehalten; denn wenn man so will war die Feldagende vorgeschrieben.

B: Ich würde jetzt gerne auf die Kriegsgerichtsbarkeit zu sprechen kommen.

L: Zu jeder Division gehörte auch eine Kriegsgerichtsabteilung, die von dem zuständigen Kriegsgerichtsrat geführt wurde. Da wir alle zu der sogenannten B-Staffel einer Division gehörten, ergab sich schon, daß wir oft sehr nahe beieinander untergebracht wurden. Die persönlichen Kontakte hingen dann immer wieder von der Persönlichkeit des Kriegsrichters ab. Ich habe da die verschiedensten Herren kennengelernt. Ich habe solche kennengelernt, die für unsere Arbeit sehr verständnisvoll waren. Ich habe auch einen kennengelernt, der das ausgesprochene Gegenteil war. Im großen und ganzen, wenn ich mir noch einmal die Reihe der Kriegsgerichtsräte vor Augen halte, war mit einer Ausnahme das Verhältnis zu den Kriegsrichtern ausserordentlich positiv.

Zu Kriegsgerichtsverhandlungen bin ich nicht hinzugezogen worden, wohl aber hat der eine oder andere Kriegsgerichtsrat die Gelegenheit wahrgenommen, mich über schwerwiegende Fälle zu unterrichten und mir auch die Gründe für die Urteilsfindung mitzuteilen, um mir



auch die Möglichkeit zu geben, mit den ~~g~~etsprechenden Delinquenten persönlichen Kontakt aufzunehmen und ihn zu betreuen. Insofern war das eine sehr gute Zusammenarbeit. Häufig habe ich auch Einsicht in Akten bekommen. So erinnere ich mich, daß mir einmal eine Akte vorgelegt wurde und mir der Kriegsgerichtsrat sagte: "Was sagen Sie dazu?" Es war ein sehr gravierender Fall. Ich war empört. Darauf sagte er zu mir: "Ich kann Ihre Empörung verstehen, aber ganz schlecht ist keiner." Er war es auch, der immer zu sagen pflegte: "Sie müssen immer davon ausgehen: Das, was vorkommt, kann auch vorkommen!" Ich war immer überrascht, daß die Kriegsrichter (die meisten kamen aus dem Zivildienst) durchaus eine menschliche und verständliche Einstellung hatten, wenn es um die Verurteilung von irgendwelchen Soldaten ging. Ich habe es auch mehrfach in meiner Division erlebt, besonders vor dem Westfeldzug, daß mehrere Soldaten wegen Desertion zum Tode verurteilt worden sind, wobei es sich in keinem dieser Fälle um ausgesprochene Desertion gehandelt hat. In der Regel handelte es sich um Urlaubsüberschreitungen, allerdings in größerem Stil, die, wenn man die Ursachen kannte, menschlich verständlich waren. Meistens ging es um Sorgen um die Ehefrauen und die Familie oder die Eltern. Wir unterstanden damals der sechsten Armee. Der damalige Befehlshaber der sechsten Armee, der General von Reichenau, war ein sehr strenger Gerichtsherr und war in dem Falle, daß Todesurteile ausgesprochen wurden, nach meiner Meinung nicht bereit, solche Urteile im Gnadenakt abzumildern. Im Gegenteil, er war der Auffassung: je schärfer die Urteile, desto besser die Manneszucht, was natürlich ein gründlicher Irrtum war.

Wenn ein solcher Fall anstand und der Tag der Exekution festgelegt war, habe ich regelmäßig die letzte Nacht mit dem Verurteilten in seiner Zelle zugebracht. Wir haben dann noch einmal über das gesprochen, was einen solchen Mann menschlich bewegte. Wiederum ging es darum, die Familie zu unterrichten und auch über persönliche Dinge zu sprechen. Jedes Mal haben wir dann gegen Morgen das Abendmahl miteinander gefeiert. Dafür waren diese Männer besonders dankbar. Ich habe sie dann zum Richtplatz begleitet. Bevor das Erschießungskommando zusammentrat, betete ich noch einmal Vater unser und Segen. Als das Kommando antrat und während die Schüsse fielen, habe ich noch einmal in einem sehr persönlichen Gebet des Mannes gedacht, der da vor unseren Augen starb.

Der häufigste Grund für das Todesurteil war ohne Zweifel die Entfernung von der Truppe. Mir ist jedenfalls mit einer Ausnahme kein anderer Grund bekannt. Dieser Fall hat mich sehr erschüttert. Während des Vormarsches im Rußlandfeldzug kam es vor, daß ein blutjunger Soldat, der zur Nachtwache zur Sicherung seiner Einheit eingeteilt worden war, dreimal im Schlaf überrascht wurde. "Schlafen vor dem Feinde" war ja mit Recht ein todeswürdiges Verbrechen; denn von der Wachsamkeit eines Eingeteilten hingen oft Sicherheit und Leben einer ganzen Einheit ab. Die Kameraden, die nachts schliefen, mußten sich darauf verlassen, daß die Wache mit aller Sorgfalt und Wachsamkeit wahrgenommen wurde. Wir wußten ja, daß wir während des Rußlandfeldzuges mit Partisanenüberfällen zu rechnen hatten. Aber wenn man sich vorstellt, welche ungeheuren Marschleistungen von der Truppe verlangt

wurden, bis zur körperlichen Erschöpfung, und sich dann noch vorstellt, daß ein junger, körperlich schwacher Soldat auf Wache stehend - menschlich verständlich - einschlief, dann hatte man mit einem solchen Urteil seine innere Not. Allerdings war der Betreffende in der Tat dreimal aufgefallen und immer wieder ermahnt worden. Aber ich kann mir einfach gut vorstellen, daß er nach allen Strapazen einfach nicht mehr die Kräfte dazu aufbrachte, wach zu bleiben. Der Stab wurde über ihn gebrochen. Behelfsmäßig trat ein Kriegsgericht zusammen, das das Todesurteil aussprach, welches von der Division, die den Fall kaum anders beurteilen konnte, bestätigt wurde. Dieser Soldat ist dann in der Tat nach Inkrafttreten des Urteils erschossen worden.

Ich erinnere mich an einen anderen Fall, der sich gegen Ende des Westfeldzuges in einer unserer Einheiten abspielte. Ausgerechnet ein Unteroffizier wurde unmittelbar vor einem Angriff bei einem Kameradendiebstahl ertappt. Nach diesem Angriff trat ein behelfsmäßiges Kriegsgericht zusammen, das den Mann wegen "Vergehens vor dem Feinde" zum Tode verurteilte. Er wurde erschossen, ohne daß der Kriegsgerichtsrat vorher benachrichtigt worden war. Das führte zu einem ausgesprochenen Skandal. Eine Nachuntersuchung ergab, daß die Sache mit dem Kameradendiebstahl doch etwas zweifelhaft gewesen war. Die Tatsache, daß diese Einheit nicht versucht hatte, den Kriegsgerichtsrat zu erreichen,

der sich an der Urteilsfindung hätte beteiligen können, führte zu einem Eklat. Der Kommandeur dieser Einheit wurde sofort abgeleöst. Er kam vor ein Kriegsgericht und wurde mit Festungshaft bestraft, denn er hätte als Kommandeur genau wissen müssen, wie ein solcher Fall zu handhaben sei. In der Meinung, im Kriege müsse konkret gehandelt werden, hatte er sich über alle Vorschriften hinweggesetzt. Um die Manneszucht aufrecht zu erhalten, hielt er es für notwendig, auch solche Delikte streng zu bestrafen. Das war kein hinreichender Grund, der ihn entschuldigt hätte. Immerhin ist doch bemerkenswert, daß in einem solchen Fall auch gegen einen Offizier streng durchgegriffen wurde und es zu einer Verurteilung, wenn auch nur zur Festungshaft kam.

Bei dieser Gelegenheit darf ich anmerken, daß nicht nur das persönliche Verhältnis zu den Kriegsgerichtsräten mit einer Ausnahme besonders gut war, sondern ich auch den Kriegsgerichtsräten durchaus die Anerkennung aussprechen muß, daß sie ihren Dienst gewissenhaft wahrgenommen haben, daß sie persönlich bereit waren, die Anwendung schärferer Paragraphen nach Möglichkeit zu vermeiden. Der Kriegsgerichtsrat war nicht alleine für die Urteilsbildung zuständig, sondern er hatte einige Beisitzer. Es konnte durchaus vorkommen, daß ausgerechnet die Beisitzer in ihrer Urteilsmeinung sehr viel schärfer waren als der Kriegsgerichtsrat selber. Besonders denke ich an den Kriegsgerichtsrat Steigertal, der in Polen und im Westfeldzug der zuständige Kriegsgerichtsrat der Division war. Er verstand sein Amt in jeder Hinsicht so, daß gegen jeden vorgegangen mußte, der durch sein Verhalten nicht nur gegen bestehende Gesetze sondern auch gegen das Ansehen der Armee sich vergangen hatte. Das galt nicht nur für Plünderung und Aneignung fremden

fremden Eigentums, obwohl hier aus Gründen der Manneszucht von vornherein, und das muß zur Ehre der deutschen Wehrmacht gesagt werden, eine erstaunliche Disziplin herrschte, <sup>gegen</sup> ~~gegenüber~~ <sup>sol-</sup> ~~gegenüber~~ <sup>che</sup> Straftäter schritt man ein, besonders wenn es sich um Vergehen gegen Zivilisten handelte. Ein ganz besonderer Fall aus dem Polenfeldzug steht mir vor Augen: Es ist vorgekommen, daß ein Sanitätsdienstgrad nach Abschluß der Kampfhandlungen ein flüchtendes jüdisches Ehepaar ohne jeden Grund erschossen hat. Dieser Fall erregte natürlich auch in der Division großes Aufsehen. Der Kriegsgerichtsrat griff sofort durch. Der Mann wurde offiziell festgenommen und kam vor das Kriegsgericht. Er wurde zum Tode verurteilt. Das war die eindeutige Meinung des Kriegsgerichts, das damals zusammengetreten ist. Nun mußte aber dieses Todesurteil von einer höheren Kommandostelle bestätigt werden. Diese Bestätigung wurde damals, wie in allen ähnlichen Fällen, in denen gegen Juden verstoßen worden ist, aufgrund eines Führerbefehls verweigert.

Anders als bei der Wehrmacht war es in SS- Einheiten und Sonderheiten, die allerdings mit Gewalt und Unmenschlichkeit aufgetreten sind. Alle Delikte, die während des Polenfeldzuges begangen worden waren, wurden später unter Amnestie gestellt, auch dieser Sanitätsdienstgrad. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Das hat uns alle erschüttert, daß ausgerechnet nach Beendigung der Kampfhandlungen, ohne daß überhaupt ein ersichtlicher Grund <sup>gegeben</sup> war, ein Mann in der Lage war, Menschen zu erschießen, nur weil sie Juden waren. Das war wohl offenbar auch seine politische Auffassung.

B: Sind Sie Zeuge gewesen von irgendwelchen Sonderaktionen gegen Juden in Polen?

L: Nach dem Polenfeldzug sind wir gleich in den Westen verlegt worden. Nach Beendigung des Westfeldzuges kamen wir wieder nach Polen zurück und lagen in Kalisch. Aber in dem Armeebereich, zu dem wir gehörten, und wo auch einige unserer Einheiten vorübergehend lagen, habe ich zum ersten Mal so etwas wie ein Ghetto in Kutnow gesehen. Diese Ghettos waren alle durch SS- Posten gesichert, so daß ich überhaupt keinen Einblick <sup>nehmen</sup> konnte in das, was sich <sup>dort</sup> eigentlich tat. Man sah <sup>ein</sup> ehemaliges Fabrikgelände, das man abgesperrt hatte. Hinter dem Draht sah man einige Zivilisten.

Dann habe ich bei einem Besuch in Warschau das große Ghetto aus großer Entfernung sehen können. Man hatte einen bestimmten Stadtbezirk in Warschau evakuiert und als Ghetto eingerichtet. An irgendeiner Stelle war eine Brücke, die über eine Straße führte. Da sah man eine ganze Reihe von Zivilisten, die, soweit man das erkennen konnte, noch verhältnismäßig gut gekleidet waren. Wie sich <sup>abspielte</sup> das ganze Leben in den Ghettos, entzog sich unserer Kenntnis. Wir hatten keinen Zugang. Auf unsere Frage: Warum den überhaupt die Einrichtung von Ghettos hinter Stacheldraht? wurde eine Sprachregelung ausgegeben, die ich ungefähr so in Erinnerung habe: "Die Juden sind alle unzuverlässig. Das hat sich schon im ersten Weltkrieg gezeigt. Da die Juden sowieso gegen uns eingestellt sind und die Spionagegefahr groß ist, müssen sie gesondert behandelt werden. Außerdem sollen sie

während des Krieges für die Armee arbeiten.<sup>11</sup> Das war die allgemeine Sprachregelung.

Die Sache wurde in ganz erstaunlichem Maße verharmlost. Da man selber nie herankam und ich mich selber nur an einen Besuch erinnern kann, bei dem ich Leute gesehen habe, die über eine Straßenbrücke gingen, kann ich in der Tat nicht mehr darüber sagen.

Da wir schon bei diesem Kapitel sind; Auch in Rußland haben wir von den Maßnahmen gegen Juden überhaupt nichts erfahren. Man muß sich das einfach so vorstellen: Jede Division, überhaupt jede soldatische Einheit, die in der Front eingesetzt war, kämpfte täglich um das Überleben. Alles andere spielte da überhaupt keine Rolle, seien es Fragen der Politik oder der NS- Weltanschauung. Es ging um das eigene Überleben. Interessant war nur, was sich im eigenen Frontbereich abspielte. Innerhalb unseres Frontbereiches gab es auch kaum noch Dörfer, und wenn, dann keine die von Juden, sondern solche die von Russen bewohnt waren, so daß ich sagen muß, daß ich überhaupt während des Krieges von diesen furchtbaren Exzessen, die sich im rückwärtigen Gebiet abgespielt haben, nichts bemerkt habe. Die wenigen Male, wo ich auf Urlaub war, habe ich auch hier (meine Frau lebte auf dem Lande) über das, was möglicherweise durchgesickert <sup>sein könnte</sup>, nichts gehört. Daß die Juden nach Osten abtransportiert wurden und in meinem Heimatbereich es keine Juden mehr gab, das war bekannt. Aber darüber hinaus hat dieses ganze Kapitel für uns als Soldaten keine Rolle gespielt.

Zum ersten Mal bin ich persönlich mit dem, was sich da in unserem Rücken getan hat, konfrontiert worden, als ich als Verwundeter in Minsk in einem Lazarett in einer Schule lag und eines Tages ein jüdischer russischer Kommissar mit gezückter Pistole in unseren Raum kam und jeden anschrie: "Wieviel Juden hast du erschossen?" Und dann schrie er: "Auschwitz, Maidan ek!" - Namen, die ich bei dieser Gelegenheit, wie auch die Kameraden, die bei mir waren, zum ersten Mal gehört habe. Das war schon die Zeit, als die Russen diese Lager in ihren Besitz gebracht hatten und festgestellt, was da geschehen war. Für sie war natürlich klar, daß jeder Deutsche an diesen Morden beteiligt <sup>sein mußte</sup>, besonders die Offiziere. Wir schauten uns fassungslos an, was das wohl bedeuten sollte, Maidanek und Auschwitz und dieser wilde Kommissar mit seiner Pistole, von der man nicht wußte, ob sie nicht jeden Augenblick losgehen würde. Nach einer wüsten Beschimpfung auf russisch, die wir nicht verstanden, verschwand er dann wieder.

B: Sie haben sicher auch Kontakte gehabt zu den leitenden Stellen in der Wehrmachtseelsorge.  
L: Bis zum Oberkommando des Heeres, wo die Gruppe Seelsorge saß, gingen meine Beziehungen natürlich nicht. Unsere unmittelbaren Beziehungen waren ja immer die uns vorgesetzten Wehrkreispfarrer, während des Krieges die Armee- und Heeresgruppenpfarrer.

Den Feldbischof habe ich kennengelernt in der Zeit vor dem Kriege. Während des Krieges habe ich ihn, glaube ich, nicht mehr erlebt. Ich begegnete ihm bei meiner Einberufung <sup>nach Stettin</sup>, als ich mich ihm in Berlin vorstellte, und ein zweites Mal nach meiner Einberufung nach Oppeln. Vor seiner Berufung zum Feldbischof war Dohrmann Wehrkreispfarrer in Stettin gewesen, so daß ich sozusagen an Ort und Stelle die Auswirkung seiner Tätigkeit erleben

konnte. Für mich war interessant, daß er eine enorme Wirksamkeit ausgeübt hat. Er war der anerkannte Mann, besonders als Prediger in Stettin. Die Standortkirche war dem Volumen nach wohl die größte Kirche in Stettin. An seinen Gottesdiensten nahm, wie ich hörte, nicht nur die Militärgemeinde teil, sondern auch ein Großteil der Ortsgemeinde, weil Dohrmann ein vorzüglicher Prediger war, mit Anschaulichkeit und einprägsamen Formulierungen, ein Mann, dem man sicher gerne zugehört hat. Außerdem hielt Dohrmann neben seinem Amt als Prediger jede Woche in der Garnisonskirche eine Bibelstunde. Nach dem, was ich bei seinem Nachfolger Schackla erlebt habe, der die Tradition weiter führte, war auch bei dieser Gelegenheit die Standortkirche beinahe voll gefüllt. Ebenso habe ich in dieser Zeit auch von Offizieren gehört, in welchem hohem Ansehen Dohrmann stand. Er hatte ja besonders gute Beziehungen zu dem Generalfeldmarschall von Mackensen. Jedenfalls war Dohrmann eine ungewöhnlich geprägte Persönlichkeit. Darum war auch seine Berufung zum Feldebischof für alle, die ihn kannten, und um seine Wirksamkeit wußten, keine Überraschung.

Dohrmann war, wenn man will, auch in seinem gesamten Auftreten, eine soldatische Erscheinung, nicht übertrieben aber unverkennbar. Er legte zweifellos auch Wert darauf, daß man bis in die Umgangsformen seine Stellung als Feldebischof respektierte, was aber kein Hindernis war, auch persönlich mit ihm zu sprechen. Für das persönliche Gespräch war er durchaus offen.

Seine große Stunde war zweifellos die Beisetzung des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Seine Predigt, die er damals gehalten hat, hat wohl ohne Frage das Mißfallen des damaligen "Führers" hervorgerufen, aber Dohrmann ist in seiner Stellung als Feldebischof nicht behelligt worden. Er hatte einen ungewöhnlich starken Rückhalt im Oberkommando des Heeres. Dieser Rückhalt hat ihm auch geholfen, seine Stellung bis zum Schluß zu wahren. Auf der anderen Seite muß man sehr stark hervorheben, daß Dohrmann kirchenpolitisch durchaus auf der Linie der Bekennenden Kirche stand, ohne die Möglichkeit zu haben, diese seine Position um seiner Stellung willen nach draußen zu dokumentieren. Aber sie dokumentierte sich an einer Stelle, die für die gesamte Wehrmachtseelsorge sehr wichtig war: in seiner Personalpolitik. Feldebischof Dohrmann hat sich die Pfarrer für den Wehrmachtdienst sehr genau angesehen und sich auch sehr genau erkundigt, wessen Geistes Kind sie waren. Ich glaube, wenn ich an meine Brüder denke, die mit mir im gleichen Dienst gestanden haben, daß er eine sehr gute Hand gehabt hat und daß man bei den aktiven Wehrmachtspfarrern fast von einer einheitlichen theologischen Ausrichtung sprechen konnte. Natürlich gab es auch Unterschiede. Es gab auch Leute, die möglicherweise für deutsch-christliche Anliegen auch Verständnis hatten, aber mir sind sie nicht begegnet. Die vielen, mit denen ich zu tun hatte, waren mit durchaus mit mir auf der Linie dessen, was von der Bekennenden Kirche in der damaligen Zeit vertreten wurde. Später gab es unter den Wehrmachtspfarrern einen, den wir immer als Dohrmanns Antipoden

empfundener haben, der Wehrkreispfarrer Lonicer. Ich habe ihn persönlich erst durch Zufall bei einer Beerdigung in Essen kennengelernt. Deshalb habe ich von ihm keinen persönlichen Eindruck. Aber ich weiß, daß er immer wieder versucht hat, sehr stark die Linie des Wehrkreispfarrers Müller im Sinne der deutschen Christen bzw. des Dritten Reiches zu gehen. Aber es ist ihm nicht gelungen, Dohrmann in seiner Stellung zu erschüttern, bzw. an seine Stelle zu treten, obwohl ich mir <sup>seinen Ehrgeiz</sup> vorstellen kann, denn Lonicer war offenbar auch ein sehr begabter Mann, der in der Wehrmacht seine Freunde gehabt hat.

Von Dohrmann wäre noch nachzutragen: Nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft habe ich ihn regelmäßig fast jedes Jahr in seinem Ruhestand in München besucht. Er ist auch in der Zeit nach dem Kriege als Prediger und im Rahmen von kirchlichen Veranstaltungen und Freizeiten in Erscheinung getreten. Es war für mich immer wieder erstaunlich, mit welcher Frische und welcher inneren Freudigkeit er gerade von dieser Möglichkeit sprach, auch als Emeritierter noch tätig sein zu können. Dohrmann war zweifellos innerhalb der Kirche ein bedeutender Mann, der in jedem Falle in dieser schwierigen Lage, auch seiner eigenen Situation, dafür gesorgt <sup>hat</sup>, daß das Evangelium auch in der Soldatengemeinde auf rechte Weise unter die Leute kam.

Neben Dohrmann war ein ebenso bedeutsamer Mann der Generalvikar Münchmeier. Auch Münchmeyer gehört zu den Persönlichkeiten, die dafür gesorgt haben, daß der Kurs der Seelsorge sich im Sinne des Evangeliums ausrichtete, auch ein Mann, der zu keinen Konzessionen bereit war, der auch sicher in der Personalpolitik eine große Rolle spielte und sich durchaus im Konsens mit Dohrmann befand. Bei aller Anerkennung des Feldbischöfs sollte man nicht vergessen, daß der Generalvikar für die Ausrichtung der Seelsorge auch seine entscheidende Bedeutung gehabt hat.

B: Sowohl der Polenfeldzug als auch der Westfeldzug waren große militärische Erfolge. Wie hat sich das auf Ihre Arbeit ausgewirkt?

L: Die Einstellung der Soldaten zum Westfeldzug war anders als zu Beginn des Polenfeldzuges. Während des Polenfeldzuges hatte man immer noch gehofft, daß es ein demonstrativer Aufmarsch war. Beim Westfeldzug wurde deutlich, daß es sich um eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Frankreich bzw. England handeln würde, obwohl man bis zuletzt davon sprach, es wäre doch denkbar, daß man angesichts der Erfolge des Polenfeldzuges zu einer politischen Verständigung kommen könnte. Als aber die Konzentration im Westen mehr und mehr zunahm und wir immer weiter an die holländisch-belgische Grenze heranrückten, war uns klar, daß in absehbarer Zeit der Augenblick kommen würde, wo die Wehrmacht wieder anzutreten habe. In dieser Zeit hatten wir reichlich Gelegenheit zu Gottesdiensten und Besuchen.

Wir sind zunächst durch den Maastricht-Zipfel marschiert, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Dann ging unser Weg durch Belgien, wobei die Hauptwiderstandslinien, wo sich die Kämpfe entwickelten, die Flüsse und Kanäle waren, vor allen Dingen die Deile.

Als wir in das flandrische Gebiet einrückten, wurden wir alle an das erinnert, was sich im ersten Weltkrieg hier abgespielt hatte, besonders als wir eines Tages als Division den Befehl bekamen, den Kemmelberg anzugreifen, der damals ein Brennpunkt der Schlacht gewesen ist. Zu unserer Überraschung hatten sich dann doch die Engländer vom Kemmelberg zurückgezogen und ihre Verteidigungslinie bei Dünkriken aufgebaut, um ihre eigenen Truppen in Sicherheit zu bringen. Dann ging unser Weg weiter durch Frankreich: Lille, Arras, Somme, Namen, die uns aus dem ersten Weltkrieg bekannt waren. Zuletzt waren wir in Rennes marschierten dann zur Normandie und wieder zurück in die Bretagne.

Avranches, <sup>ein Ort</sup> der später eine besondere Rolle bei der Invasion spielte, war unser Standquartier. Während des Westfeldzuges hat sich unser Dienst ähnlich abgespielt wie in Polen. Überall dort, wo unsere Division in Kampfhandlungen eingesetzt oder verwickelt war, taten wir unseren Dienst auf den Truppenverbandsplätzen und Hauptverbandsplätzen. Ich habe aber auch bei etlichen Angriffen unsere Truppe unmittelbar begleitet, um im Notfalle Beistand zu leisten. Das ist mir besonders in Erinnerung geblieben beim Übergang über die Somme. Wir hatten dort bei unseren Regimentern erhebliche Verluste zu verzeichnen.

Was uns im Westfeldzug erschütterte, waren die Scharen der Flüchtlinge. Alle Straßen waren überfüllt mit angstvollen Menschen, die vor uns flohen und ganz erstaunt waren, daß ihnen nichts geschah. Durch den rasanten Vormarsch wurden sie alle mehr oder weniger überrollt. Sie wurden aufgefordert, wieder in ihre Heimatorte zurückzukehren. Es war ein elender Anblick. Die Leute hatten keinen Betriebsstoff. Ihre Fahrräder versagten den Dienst. Sie fuhren auf Pferdewagen, vollbeladen mit Hausrat. Bilder, die sich später in ähnlicher Weise bei uns wiederholt haben, ein Anblick, der für uns sehr erschütternd und bewegend war, besonders die leeren Dörfer.

Mir steht ein Ereignis besonders vor Augen. Als wir gegen Ende des Westfeldzuges einige Tage ohne Kampfhandlungen hatten, ergab sich die Möglichkeit, einen Abstecher nach Paris zu machen. Wir konnten unser Fahrzeug benutzen; an Betriebsstoff war kein Mangel. Schon in Friedenszeiten war ich des öfteren in Paris gewesen. Deshalb war die Versuchung sehr verlockend, einmal eine solche Möglichkeit auszunutzen, ohne den Dienst zu versäumen. Die Fahrt war insofern interessant, als wir durch eine fast menschenleere Gegend fuhren. Die Dörfer verlassen, überall schreiendes Vieh auf den Weiden. Leider hatten wir auch mehrere Autopannen, die wir aber beheben konnten. Als wir nach Paris kamen, bin ich sofort zur Notre Dame gefahren, dem Mittelpunkt von Paris. Gerade von Notre Dame, wo ich früher des öfteren gewesen war, interessierte es mich, ihren Zustand kennenzulernen. Ich war zunächst hochbeglückt, daß Notre Dame nicht beschädigt war. Aber als ich in die Kirche eintrat, erlebte ich wohl einen der erschüttertesten Augenblicke des ganzen Krieges. Die Kirche war überfüllt mit Kirchgängern - Frauen, Kindern und Männern. Den Schrecken und das Entsetzen spürte man ihnen noch an. Viele weinten hemmungslos. Einen solchen Anblick einer verzweifelten, hoffnungslosen, trostlosen und weinenden Gemeinde habe ich nie wieder erlebt. Aber damals hat man noch nicht ahnen können, was einmal auf uns zu-

kommen würde. Jedenfalls konnte ich den Franzosen nachfühlen, was es für sie bedeutete, einen solchen Krieg in so hoffnungsloser Weise verloren zu haben.

Aber für das Auftreten der Wehrmacht in Frankreich muß ich immer wieder sagen, daß auf äußerste Disziplin geachtet wurde, daß gegen mögliche Überschreitungen eingeschritten wurde. Die deutsche Armee hat zumindest in den ersten Monaten auf die Franzosen einen sehr viel besseren Eindruck gemacht als ich erhofft hatte. Wenn ich erinnere, wie wir die Franzosen nach dem ersten Weltkrieg hier im Ruhrkampf erlebt haben, wie rücksichtslos die Franzosen gegen die Zivilbevölkerung aufgetreten sind, dann muß ich doch sagen, daß mich das mit Genugtuung erfüllt hat, daß hier, von der militärischen Führung veranlaßt, nicht Gleiches mit Gleichem vergolten wurde, sondern man Wert darauf legte, eben in jeder Weise korrekt zu sein und die Zivilbevölkerung so weit zu schonen, wie es irgend wie aus militärischen Gründen möglich war. Daß sich das Bild später geändert hat und die französische Bevölkerung Anlaß hatte, über die deutsche Besatzung zu stöhnen, will ich gerne glauben. Aber diese Zeiten habe ich in Frankreich nicht mehr erlebt.

Geändert hat sich nach der Beendigung des Feldzuges für unsere Arbeit eigentlich nichts. Im Gegenteil. Wir haben natürlich sofort, nachdem die Kampfhandlungen vorüber waren und die Regimenter überall wieder feste Standorte hatten, unsere Aufgabe wieder voll und ganz wahrnehmen können. Wir haben wieder Gottesdienste gehalten. Diesmal gelegentlich französischen Kirchen, was viel schwieriger war, weil die französischen Pfarrer nicht bereit waren, uns die Kirchen mit ihrer Zustimmung zu überlassen. Sie machten sehr häufig Schwierigkeiten. Ich machte, um die Dinge einmal zu ordnen, einen Besuch beim Bischof von <sup>2</sup> und bat ihn, ob er uns nicht entgegenkommen könnte, was er mit höflichen Worten, aber klar und eindeutig ablehnte, besonders <sup>2</sup>, wenn es sich um evangelische Gottesdienste handelte. Er vertrat einen sehr klaren katholischen Standpunkt: Das wäre doch fast eine Entweihung der Kirche. Die Kirche müßten dann wieder neu geweiht werden, er könne, wenn überhaupt, nur katholische Gottesdienste abhalten lassen. Wenn die Wehrmacht <sup>die Benützung der Kirchen</sup> erzwingen würde, wären sie als Kirche machtlos. Aber von sich aus wären sie nicht bereit, uns offiziell ihre Kirchen zur Verfügung zu stellen. Das war also ein ganz klarer französisch-katholisch-nationaler Standpunkt.

Diese Zeit war für uns insofern bedeutend, als sehr bald eine neue Situation auf die an der Küste liegenden Divisionen zukam, nämlich die Vorbereitung des Unternehmens Seelöwe. Damit war für uns auch wieder deutlich: Wenn diese Unternehmung gestartet würde, könnte das eines der schwierigsten Unternehmen werden, schwieriger noch als der Westfeldzug. Die Überquerung des Kanals erschien uns auch als Laien ein mehr als abenteuerliches Unternehmen zu sein, besonders, nachdem wir auch in unserem Bereich die Vorbereitung erlebt hatten. Mit Hilfe von inzwischen umgebauten Rheinkähnen wurde versucht, so etwas wie eine Invasionsflotte aufzubauen. <sup>endete</sup> Mit diesen Kähnen im Küstenbereich Landemanöver durchzuführen, mit einem miserablen Erfolg. Außerdem hätte dieses Unternehmen nur gestartet werden können unter günstigsten Wetterverhältnissen bei Wind-



Behelfskähne  
stärke zwei oder drei, sonst wären diese ... der See in keiner Weise gewachsen ge-  
wesen. Hinzu kam, daß man auch noch keine klare Übersicht hatte, wie sich im Falle einer  
Invasion die englische Flotte verhalten würde. Das war eine völlig offene Frage, zumal  
man ja wußte, daß unsere eigene Marine für ein solches Unternehmen kaum ausreichend vor-  
bereitet war. Wir standen jedenfalls zunächst vor der eindeutigen Situation: Es kommt zu  
diesem Unternehmen. Darauf mußten wir uns einstellen. Wir hatten als Angriffsziel die  
Lyme- Bucht an der englischen Südküste. Es sollte der Versuch gemacht werden, mit Kampf-  
verbänden und dann anschließend mit Nachschubverbänden an Land zu gehen. Wir waren be-  
reit, schon mit dem kämpfenden Verbänden über den Kanal zu gehen. Wenn ich mich recht  
erinnere, sollte das Unternehmen im September stattfinden. Obwohl ich die Möglichkeit  
hatte, in der Zwischenzeit einmal auf Urlaub zu gehen, habe ich das abgelehnt, weil ich  
so unter dem Druck dieses Unternehmens stand, daß ich in meinem Urlaub sicherlich keine  
innere Ruhe gehabt hätte. Ich wäre mit meinen Gedanken mehr an der Front gewesen als bei  
meinen Lieben zuhause. Als das Unternehmen abgesagt wurde, ging das wie eine Befreiung  
durch alle Truppen. Kaum einer hatte sich davon etwas Positives versprechen können.

Die Anfangsverluste <sup>waren</sup> erheblich größer gewesen ... als  
die Verluste des ganzen Westfeldzugs. Nachdem dieser Druck von uns genommen war, habe ich  
gleich die Gelegenheit wahrgenommen, und bin auf Urlaub gefahren.  
Während meines Urlaubs, als ich hoffte, wieder einmal nach Frankreich zurückkehren zu  
können, kam dann die Verlegung der Division nach Kalisch in Polen.

Als wir nach Kalisch verlegt wurden, hatten wir zunächst den Eindruck, daß wir bestimmt  
sein zu einer Art Besatzungstruppe in Polen. An Rußland dachte damals konkret noch nie  
mand, weil uns der Vertrag zwischen Deutschland und Rußland ... so eindrucksvoll vor  
Augen stand, daß sich niemand vorstellen konnte, daß dieser Vertrag einmal aufgehoben  
werden und zu einer kriegerischen Verwicklung mit Rußland führen konnte. Aber im Laufe der Zeit  
waren doch einige Vorbereitungen zu machen, die darin bestanden, daß im Divisionsstab

ein Dolmetscher für Russisch auftauchte und auch unser Ia mir erzählte, daß er russischen Sprachunter-  
richt nahm. Dieser Zustand der Ungewißheit zog sich hin bis zu Beginn des Jahres 1941.  
Als wir aber dann aus dem Raume Kalisch nach Polawi an die Grenze verlegt wurden, war  
jedem von uns klar, daß möglicherweise doch irgendetwas geplant sein könnte im Blick  
auf das deutsch-russische Verhältnis. Aber ob es zu Kampfhandlungen kommen sollte, war  
uns nach wie vor sehr ungewiß. Erst als wir noch weiter vorgezogen wurden bis zum Bug  
unmittelbar vor Brest-Litowsk und wir dann feststellten, daß sich im Laufe der Wochen  
ein ungeheurer Aufmarsch im gesamten Bereich des Bugs vollzog, hatte keiner mehr Zweifel  
daß tatsächlich ein neuer Krieg bevorstehen würde.

Unmittelbar vor dem Angriff am Bug traf ich einen ehemaligen Regimentskommandeur, der

inzwischen zu einem Korpsstab versetzt worden war und der mir sagte, daß er als Führer der Vorausabteilung zum Einsatz in Rußland bestimmt sei. Er spürte mir meine Betroffenheit ab, sagte aber zu mir: "Sie können ganz unbesorgt sein. Auch dieser Feldzug geht schnell zuende. Ich bin überzeugt, daß wir spätestens in neun Wochen in Moskau sein werden." Vor dem Einsatz <sup>habe ich</sup> Rücksprache gehalten mit unserem Ia und mich erkundigt, was seine Meinung sei. Er war etwas weniger optimistisch und meinte: "Dieser Feldzug gegen Rußland wird für uns sehr schwer werden." Ich fragte ihn auch: "Wie sieht denn der Einsatz für unsere Division aus?" Er sagte: "Wir werden quer Beet durch Rußland marschieren müssen. Das wird für die Division und für ihren Einsatz ein sehr schwerer Gang sein."

Als nun feststand, daß tatsächlich am 22. Juni angegriffen werden sollte, habe ich noch mit meinem katholischen Kollegen die Gelgenheit wahrgenommen, so viele Feldgottesdienste als möglich zu halten. Als am 24. Juni unsere Einheiten in die Bereitstellungsräume marschierten, habe ich mich zu einem unserer Regimenter begeben und bin dann am ersten Angriffstag mit diesem Regiment über den Bug gesetzt. Unser Angriffsziel war hart nördlich am Bug vorbei. Trotz eines ungeheuren Feuereinsatzes der gesamten Artillerie war für uns alle erstaunlich, daß wir in unserem Bereich wenigstens kaum auf Widerstand gestoßen sind, so daß die Angriffsziele sich ohne größere Verluste haben erreichen lassen. Schwieriger sah es in unserem Nebenabschnitt aus, wo die 45. In.Div. den Auftrag hatte, die Festung Brest Litowsk zu nehmen, ein Unternehmen, das sich für die Division äußerst schwierig und verlustreich ausgewirkt hat. Wenn ich mich recht erinnere, ist diese Festung erst nach acht bis zehn Tagen von der Division genommen worden.

Wir sind dann vom Bug in Richtung Dnjepr marschiert, dann über die Orka weiter nach Brjansk und Kiew bis vor Tula. Im Dezember haben wir den verzweifelten Angriff auf Moskau mitgemacht, ein Angriff, der in Eis und Schnee steckenblieb. Das Scheitern des Angriffs auf Moskau war für unsere Division und, wie ich meine, auch für die ganze Wehrmacht der Wendepunkt, mit Ausnahme von Stalingrad, wo dieser Wendepunkt noch deutlicher als in Moskau in Erscheinung getreten ist.

Im Grunde genommen haben wir uns von 1941 bis zum Zusammenbruch der Mittelfront 1944 immer nur in Rückzugskämpfen bewegt, wobei diese Kämpfe wiederum zu Stellungskriegen führten, besonders im Raume am Dnjepr, Stellungskriege, die auch immer wieder durch Einzelunternehmungen unterbrochen wurden. Die wichtigste war wohl die Teilnahme der Division an dem Unternehmen Zitadelle im Juli 1943, vielleicht neben Stalingrad die größte und verlustreichste Schlacht, die wir mitgemacht haben und nach meinem Dafürhalten ein deutliches Zeichen war, daß wir militärisch am Ende waren. Im Juni 1944 kam in der Tat das Ende für uns, die große russische Offensive, die die vierte Armee völlig überrollte und zur Zerschlagung ihrer Einheiten führte. Sie war für mich insofern bedeutsam

als ich dann Anfang Juli 1944 in russische Kriegsgefangenschaft geriet.

Unser seelsorgerlicher Auftrag bestand bei dem ständigen Einsatz der Truppe darin, daß wir Truppenbesuche machten und vor allen Dingen die Gelegenheit wahrnahmen, in der Zeit der festen Stellungen die Truppe nicht nur zu besuchen, sondern auch, wo wir konnten, Kurzandachten zu halten. Diese Besuche, die wir bei allen Regimentern und allen eingesetzten Bataillonen und Kompanien durchgeführt haben, waren für uns eine wichtige seelsorgerliche Aufgabe insofern, als es dann in den Stellungen zu sehr persönlichen Gesprächen kam und die Kameraden auch dankbar dafür waren, daß man sich in diesen Zeiten um sie kümmerte; denn das Leben in den Stellungen war ein hartes Leben, besonders im Winter, noch schlimmer in der Schlammzeit. Hier sind unsere Soldaten bis auf das äußerste gefordert worden.

Hin und wieder kam es zu schweren Kämpfen und zu Einsätzen an bedrohten Frontlinien. Auch da war unser Dienst wie immer der auf den vorgeschobenen Verbandsplätzen bzw. auf dem jeweiligen Hauptverbandsplatz, wo sich unser Dienst so abspielte wie in allen Feldzügen mit persönlicher Fühlungnahme, wenn möglich, mit einer Kurzandacht. In der Regel war es bei diesen Kämpfen so, daß wir uns auf das persönliche Gespräch bzw. auf das Gebet beschränken mußten.

Leichter war es für uns bei den rückwärtigen Einheiten der Division, Gottesdienste abzuhalten - bei den Nachschubeinheiten, bei den Sanitätseinheiten, bei der Veterinäreinheit und was sich sonst so anbot.

B: Sind Sie während des Feldzuges einmal in die Verlegenheit gekommen, zu entscheiden, ob Sie selber einmal die Waffe in die Hand nehmen und von ihr Gebrauch machen mußten, oder nicht?

L: Auch das ist eine sehr interessante Frage. Ich möchte bei dieser Gelegenheit von einer ganz bestimmten Begebenheit einmal erzählen: Wir Pfarrer besaßen zu unserem persönlichen Schutz eine Pistole, aber ich bin persönlich nie in die Lage gekommen, von dieser Pistole Gebrauch zu machen. Ich könnte mir gut vorstellen, daß sich für den einen oder anderen einmal eine solche Notwendigkeit ergeben hat. Es sind ja auch eine ganze Reihe von Kriegspfarrern gefallen.

An einen Fall erinnere ich mich ganz besonders. In unserer Nachbarschaft fuhr ein Pfarrer im Winter 1943/44 nach vorne, um Weihnachtsgottesdienste zu halten. Er wurde mit seinen Begleitern von einem Partisanentrupp überfallen und getötet.

Eines unserer Regimenter, das Regiment 17, war zur Stützung der Front an der Worja eingesetzt. Dort hatten sich erhebliche Kämpfe abgespielt. Die Russen versuchten offensichtlich einen Durchbruch, der aber abgeschlagen werden konnte. Nachdem die Kampfhandlungen zunächst abgeklungen waren, wurde eines unserer Bataillone, bei dem ich mich befand, an einem zunächst noch ruhigen Abschnitt an der Worja eingesetzt. Wir hatten das Gefühl, einigen ruhigen Tagen entgegengehen zu können, aber es kam anders. Plötzlich griff der Russe im Bereich unseres Bataillons mit starken Kräften an. Die Stellung,

die wir hatten, konnte nicht gehalten werden. Das Bataillon mußte sich zurückziehen unter schweren Kämpfen. Sämtliche Offiziere waren ausgefallen. Der Bataillonskommandeur war verwundet und, wie immer in solchen Fällen, stellte sich ein Führerloser Zustand ein. Es bestand die Gefahr, daß die Restbestände des Bataillons sich völlig führungslos zurückziehen würden. Dies bedeutete höchste Gefahr für unsre Division, besonders für ihre Artilleriestellung und aber auch für unsere Verwundeten. Wenn sich diese regellose Rückbewegung fortgesetzt hätte, hätten die Russen nicht nur einen Durchbruch erzwungen, sondern auch unsere Verwundeten wären in ihre Hände gefallen. In diesem kritischen Augenblick bin ich allerdings einmal in meiner soldatischen Eigenschaft aufgetreten. Ich habe die zurückflutenden Männer aufgehalten, habe dann die noch vorhandenen Unteroffiziere herausgezogen und die Mannschaften neu mit den Unteroffizieren eingeteilt, ihnen eine Stellung angewiesen, die sie unter allen Umständen versuchen sollten zu halten. Gleichzeitig habe ich einen Melder zum Regimentsstab geschickt, der über das Unglück noch gar nicht informiert war, und dringend um Verstärkung gebeten. Der Melder kam glücklicherweise durch, und der Regimentskommandeur, Oberst Müller, griff sofort ein. Es kam Verstärkung und damit kamen auch wieder einige Offiziere, die in der Lage waren, den geordneten Befehl über diesen Abschnitt zu übernehmen.

B: Haben Sie während des Krieges militärische Auszeichnungen bekommen?

L: Im Polenfeldzug das EK II für den Einsatz in der Front, das EK I für meinen Einsatz im schweren Winter 1941/42. Zu einem späteren Zeitpunkt ist mir das Infanteriesturmabzeichen verliehen worden. Außerdem haben mich zwei Regimenter nach bestimmten Einsätzen zu Ehrengrenadieren ernannt.

B: Wie sind in Ihrer Division Pfarrersoldaten behandelt worden?

L: Die eingezogenen Pfarrer waren Soldaten wie alle anderen auch. Ich habe nicht den Eindruck gehabt, daß diese Pfarrer in irgendeiner Weise soldatisch benachteiligt gewesen wären. Man hat sicher überlegt, wie sie am besten eingesetzt werden könnten. Deshalb sind wohl eine Reihe von Pfarrern den Sanitätseinheiten zugewiesen worden. Es gab aber genügend Pfarrer, die ihren Dienst als Soldaten oder als Dienstgradtaten. Auch unter den Offizieren habe ich eine ganze Reihe von aktiven Pfarrern vorgefunden, die in jeder Hinsicht geachtet wurden. Vielleicht hatten Sie später insofern Nachteile, als sie nicht in dem Maße befördert worden sind, wie es wohl im Normalfall bei einem Offizier die Regel war.

B: Es hat für die Wehrmachtseelsorge wichtige Dokumente gegeben. Das ist zum einen das Merkblatt über Feldseelsorge, und 1941 sind die Richtlinien herausgekommen. Welche Bedeutung haben solche Dokumente für ihre Arbeit gehabt?

L: Wenn ich heute darüber nachdenke, kann ich mich wohl daran erinnern, daß es solche Richtlinien und Vorschriften gegeben hat. Aber was sie im einzelnen für meine Arbeit bedeutet haben, darüber kann ich überhaupt nichts sagen. Ich habe den Eindruck, daß ich mich als freier Mann gefühlt habe, der versucht hat, die Seelsorge eben nach bestem

Wissen und Gewissen auszuüben. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß etwaige nationalsozialistische Formulierungen in diesen Richtlinien für uns reine Propagandaformulierungen<sup>waren</sup>, die einfach irgendwie mit dazugehörten, wie man ja überhaupt bei jeder Beförderung verlangte, daß in der Beurteilung des **B**etreffenden der Satz zu stehen habe, er stünde nicht nur auf dem Boden der nationalsozialistischen Weltanschauung sondern habe auch die Gabe, nationalsozialistischen Geist auszustrahlen. Alle diese Formulierungen waren weithin Gegenstand von ironischen und spöttischen Bemerkungen auch innerhalb der Truppe, bis dahin, daß man dem einen oder anderen sagte: "Nun strahlen Sie doch 'mal nationalsozialistischen Geist aus!" Was <sup>im Blick auf Erscheinungen</sup> in der Partei gelästert wurde, das ist geradezu sagenhaft. In der Beziehung<sup>be</sup>stand zumindest an der Front erstaunliche Freiheit, und keiner hatte Sorge, daß ihm dies zum Nachteil gereichen würde. Propagandasätze werden auf uns nicht den geringsten Eindruck gemacht haben, weil wir eben wußten, daß dies die übliche Sprache war, die in Verlautbarungen geführt wurde, die aber im Grunde genommen für den einzelnen nichts zu sagen und nichts zu bedeuten hatte.

Ich wüßte auch nicht, daß mich irgendeiner meiner Vorgesetzten, der Armeepfarrer oder der II a bei der Division, mich darauf hingewiesen hätte. Selbst mein letzter Divisionskommandeur, der zweifellos eine gewisse Affinität zum Nationalsozialismus besaß, hat mich niemals ~~dar~~ darauf angesprochen, ob ich auch in meiner Aufgabe als Seelsorger die politische Führung moralisch-weltanschaulich unterstützen würde.

Mit solchen Verfügungen, Anweisungen und Richtlinien ist es so wie mit Befehlen. Man kann einen Befehl aussprechen. Aber wenn der Betreffende, der den Befehl gibt, nicht die Möglichkeit hat, die Ausführung des Befehls zu kontrollieren, dann ist der Befehl völlig wirkungslos. Genau so ist es mit diesen Verfügungen auch. Wenn niemand da ist, der sich dafür interessiert, daß diese Verfügungen tatsächlich durchgeführt und eingehalten werden, sind sie wirkungslos. Für meine Division muß ich immer wieder sagen, daß ich einen hervorragenden Divisionsstab hatte, bis zum Divisionskommandeur. Besonders die IIa, die Personalchefs der Division, waren mir in jeder Hinsicht gewogen. Wenn so etwas kam, gab man mir das mit einem freundlichen Lächeln in die Hand, vielleicht mit der Bemerkung: "Was Sie damit machen ist bekanntlich Ihre Sache!" Wir haben die Dinge zur Kenntnis genommen und mit dem kurzen Satz: "Quatsch!" abgetan. Ich kann mit bestem Wissen und Gewissen sagen, daß diese Richtlinien und Verordnungen nicht den geringsten Eindruck gemacht haben. Sie waren für mich lediglich Propaganda und als solche eben bedeutungslos.

B: Hat es, wenn Sie Ihre gesamte Tätigkeit noch einmal überblicken, bestimmte Punkte gegeben, an denen Sie in ausgesprochenen Gewissenskonflikten gestanden haben?

L: Daß ich persönlich in einen Gewissenskonflikt gekommen wäre, daran kann ich mich eigentlich nicht erinnern, eben deshalb, weil mich ja keiner in eine solche Konflikt-

situation hineingestellt hat, weder die Armeepfarrer, geschweige denn meine Dienststelle. Einmal habe ich eine Schwierigkeit gehabt, die ich nicht ganz unterschlagen möchte. Es war vor dem Rußlandfeldzug im Raume Kalisch. Da habe ich Karfreitag Gottesdienst vor einem Regiment gehalten. Es war für mich völlig erstaunlich, daß ich nach kurzer Zeit zu dem Ila unserer Division gerufen wurde und der mir freundlich lächelnd eröffnete, "Herr Pfarrer, gegen Sie liegt eine Beschwerde vor." Ich fragte: "Wieso und aus welchem Anlaß?" - "Sie haben am Karfreitag eine Predigt gehalten, und diese Predigt hat Anstoß erregt. Es liegt eine Beschwerde vor, die dem Divisionskommandeur zugegangen ist. Ich kann Sie Ihnen nicht wörtlich vortragen, aber folgendes sagen: Es steht darin, sie hätten in einer Weise über Karfreitag gesprochen, daß das keine Stärkung für die Truppe gewesen wäre. Sie hätten von Schuld und von Vergebung gesprochen und alles vermessen lassen, was im Sinne unserer Staatsführung als vorbildlich und heroisch anzusehen sei. Das sei ein erheblicher Mangel Ihrer Predigt gewesen. Sagen Sie mal - soviel ich weiß, skizzieren Sie doch Ihre Predigten. Haben Sie eigentlich Ihr Predigtkonzept noch?" - "Ja." - "Dann bitte ich darum, daß Sie mir das Predigtkonzept geben, damit ich das dem General mit der Beschwerde vorlege." Das habe ich auch getan. Und nach etlichen Tagen rief er mich wieder an und sagte: "Kommen Sie doch noch 'mal zu mir, wir müssen noch 'mal über die Sache sprechen." Bei unserem Gespräch teilte er mir mit: "Ich habe die Beschwerde und Ihre Predigt dem General vorgelegt. Er hat Ihre Predigt gelesen und hat seine Anmerkungen dazu gemacht. Aber diese Anmerkungen darf ich Ihnen vorlesen." Das Urteil des Generals lautete dahin: "Ich bin mit der Predigt absolut einverstanden. Ich bin auch der Meinung, daß sie dem Karfreitag angemessen gewesen ist. Jeder Soldat konnte aus dieser Predigt eine Stärkung für sein persönliches Leben erfahren." Dann sagte er zu mir: "Auch das will ich Ihnen verraten, daß dem Regiment auf seine Beschwerde mitgeteilt worden ist: 'Dem Beschwerdeführer ist mitzuteilen, daß ich mit der Karfreitagspredigt des Pfarrers Link durchaus einverstanden bin und daß ich keinerlei Grund zu irgendwelcher Beanstandung gefunden habe. Ich bitte, die Beschwerdeführer in diesem Sinne zu belehren.'" Jetzt erfuhr ich auch den Hintergrund. Unter den Teilnehmern an diesem Gottesdienst befanden sich auch einige SS-Leute, die zum Regiment einberufen waren. Offensichtlich fühlten sie sich verpflichtet, ihren SS-Standpunkt auch bei dieser Gelegenheit zur Geltung zu bringen. Ich habe selbstverständlich mit dem Regiment und dem betreffenden Bataillonskommandeur Fühlung aufgenommen. Wir haben uns ausgesprochen und mir wurde <sup>gesagt</sup> es sei eine offizielle Beschwerde gewesen und sie hätten aus dienstlichen Gründen keine Möglichkeit gehabt, die Beschwerde zu unterdrücken, <sup>obwohl</sup> ich doch der Meinung gewesen bin, daß der Weg dieser Beschwerde bis zum Divisionsstab überflüssig war.

B: Hat während des Rußlandfeldzugs Zivilbevölkerung an Andachten oder Gottesdiensten der Wehrmacht teilgenommen?

L: Die Zivilbevölkerung war im allgemeinen sehr freundlich eingestellt, weil sie zweifellos das sowjetische Regime verabscheute. Ich habe davon gehört, daß es russischen Popen, soweit sie noch vorhanden waren, erlaubt war, Gottesdienste zu halten und zu taufen. Ich selbst habe mit einem dieser Popen auch einmal ein besonderes Erlebnis gehabt. Das war auch im Raume an der Worja. Der Popen kam zu mir und sagte: "Eine unserer Kirchen ist während der Kämpfe zerschossen worden, aber es befinden sich noch die Glocken in der Kirche. Ich habe eine Kirche, die keine Glocken hat. Könnten Sie mir helfen, daß wir die Glocken bekommen?" Ich habe mich sofort mit meinem Stab in Verbindung gesetzt, und die waren der Meinung, das sollte unter allen Umständen geschehen. Es wurden sogar Männer und Fahrzeuge zur Verfügung gestellt. Die haben dem Popen die Freude machen können, ihm die Glocken zu übergeben und in seiner eigenen Kirche wieder aufzuhängen und zu Geläut zu bringen. Als Dank für diese Hilfe hat mir der Pope ein russisches Kreuz geschenkt, das heute noch über meinem Schreibtisch hängt.

B: Bitte berichten Sie nun von Ihrer Kriegsgefangenschaft.

→ L: Beim Zusammenbruch der Mittelfront im Juni/Juli 1944 kam ich in Kriegsgefangenschaft, und zwar als Verwundeter. Ich hatte einen Oberarmbruch, weil ich als Gefangener zunächst von einem russischen Panzer abtransportiert wurde mit einigen andern und bei einer Gelegenheit, als ich einige deutsche Soldaten sah, <sup>als</sup> ich auch annahm, das müßte unbedingt die Nähe der deutschen Front sein, ich vom Panzer abgesprungen bin. Der Panzerkommandant hat auf mich geschossen und mich am Oberarm verwundet. Er mußte auch weiterfahren, weil die Kameraden, die ich da gesehen habe, das Gewehrfeuer auf den Panzer eröffneten. Ich <sup>habe</sup> mich dann robbend der vermeintlichen deutschen Linie genähert habe. Aber das war ein Irrtum. Es waren Versprengte, genau wie ich auch. Da ich bei der Verwundung doch einen erheblichen Blutverlust erlitten hatte und kaum gehen konnte, sagte ich den Kameraden, sie möchten mich an dem Ort lassen, an dem wir uns befanden. Ich habe ihnen dann meine Adresse und meine Grüße für die Familie mitgegeben, weil ich nicht glaubte, daß ich diese Verwundung, die sehr schmerzhaft war, überstehen würde. Ich wäre den Leuten nur eine Last gewesen. Sie gingen. Aber in der Nacht kam noch einmal ein Trupp. Den habe ich angerufen, und er kam auch. Sie haben sich meiner in rührender Weise angenommen und haben mich wundgerecht verbunden, so daß ich mich auch wieder besser fühlte. Während sie mit mir beschäftigt waren, tauchte ein russischer Spähtrupp auf, der uns sofort gefangen nahm und abführte, wobei sich dann im Morgengrauen ein merkwürdiges Kuriosum ergab: Es begegnete uns ein russischer Offizier. Der ließ den Gefangenentrupp anhalten und fragte, ob ein deutscher Offizier dabei wäre. Die Kameraden wiesen auf mich, und ich mußte vortreten. Er stellte sich vor mich hin, machte eine offizielle Ehrenbezeugung, gab mir die Hand und ging weiter. Wir kamen dann zu einem russischen Stab. Bei diesem Stab wurde ich sofort verhört. Ich war infolge meines Blutverlustes nicht mehr in der Lage zu sprechen. Daraufhin gab man mir reichlich zu trinken, so daß ich mich nach einer gewissen Zeit erholte und dann

auch in der Lage war, das zu sagen, was die Russen längst wußten von dem Zusammenbruch auch unserer Division. Sie hatten inzwischen auch schon Divisionsangehörige aufgebracht. Ich wurde dann vom Divisionsstab in ein sogenanntes Lazarett nach Minsk gebracht, in dem katastrophale Zustände herrschten. In diesem Lazarett ereignete sich das, was ich von dem russischen jüdischen Kommissar berichtet habe, der uns mit der Pistole bedrohte. Nach einigen Wochen kamen wir von Minsk nach Smolensk. Die fürchterlichen Einzelheiten des Transports will ich jetzt weglassen. Von Smolensk kam ich in das Lager Krassnogorsk bei Moskau.

Krassnogorsk war ein Sonderlager für Leute, für die die Russen sich in besonderer Weise interessierten. Dort befanden sich viele Stabsoffiziere, auch Generäle. Dieses Lager war, wenn man so will, eines der besseren Lager. Es gab, im Gegensatz zu den Lagern, die ich bisher durchlaufen hatte, regelmäßige Verpflegung. Die Unterbringung war natürlich auch miserabel. In großen Baracken mit Pritschen waren wir untergebracht, aber die Belegung war so eng, daß wir uns des Nachts teilweise abwechseln mußten, wer oben auf der Pritsche lag und wer 'mal für einige Zeit unten bleiben mußte.

Dieses Lager war unmittelbar dem NKWD unterstellt und diente dazu, durch Aussagen der Kriegsgefangenen Unterlagen für die russische Führung zu bekommen. In diesem Lager hatte ich zum ersten Mal eine Begegnung mit dem Nationalkomitee Freies Deutschland bzw. mit den Beauftragten. Das Lager Kasnogorsk 27 besaß auch einen Lagerpfarrer, der ebenfalls Angehöriger des Nationalkomitees Freies Deutschland war und die Lizenz bekommen hatte, im Lager Seelsorge und Gottesdienste zu halten. Auch ich wurde eines Tages von einem Beauftragten des Nationalkomitees angesprochen, ob ich nicht bereit wäre, beizutreten, um auf diese Weise dann auch die Genehmigung zur Lagerseelsorge zu bekommen. Aber dieses Nationalkomitee war im Grunde genommen auch eine russische politische Einrichtung, die angeblich durch ihre Propaganda dazu helfen sollte, den Krieg zu verkürzen; entweder dadurch, daß man durch Frontbeauftragte versuchte, die Soldaten dazu zu bewegen, überzulaufen und die Waffen niederzulegen, oder daß man durch Rundfunkpropaganda auf die Heimat einwirken zu können glaubte, sich gegen das Nazisystem zu erheben. Aber da ich vorher nicht bereit war, politisch tätig zu sein und mich völlig von der politischen Propaganda ferngehalten hatte, war ich nun auch nicht bereit, in den Dienst der russischen Propaganda zu treten.

Es kamen auch noch einige andere Pfarrer hinzu oder waren schon vor meiner Ankunft im Lager, die ebensowenig wie ich bereit waren, einen Schritt tun zu können, den wir nicht glaubten verantworten zu können. Gerade der Pfarrer Altendorf hat mir sehr geholfen, die Dinge einmal in der nötigen Klarheit zu sehen; denn am Anfang standen wir alle mehr oder weniger unter einem solchen Schock der Kriegsgefangenschaft, daß uns zunächst überhaupt gar nicht klar war, was hinter dem Stacheldraht gespielt wurde. Altendorf war Stalingrader und hatte eine ausreichende Erfahrung gemacht, um uns die nötigen und wichtigen Ratschläge geben zu können.



Ich bin dann vom Oktober 44 bis zum Mai 45 in <sup>Krassnagorsk</sup> gewesen. Dann kam ich mit einem Transport in das Lager Susdal. In Susdal sind wir ebenfalls ein rundes Jahr geblieben. Hier war für uns insofern eine völlig neue Situation als wir Pfarrer die Erlaubnis erhielten, auch, ohne dem Nationalkomitee anzugehören, Gottesdienste zu halten und, wenn wir wollten, uns um die Männer zu kümmern. Allerdings waren uns irgendwelche Vorträge nicht erlaubt, sondern wir sollten uns lediglich auf die Gottesdienste beschränken. Wir waren in Susdal eine ganze Reihe von evangelischen und katholischen Pfarrern. Und nun bestand unsere Aufgabe darin, erst einmal einen Lagergottesdienst aufzubauen. Hier hat sich mein Freund, der Wehrmachtspfarrer Röttig, als unschätzbar wertvolles Mitglied unserer Gruppe erwiesen, weil er als Berneuchener eine ausgesprochen liturgische Begabung besaß. Ihm hatten wir es zu verdanken, daß wir im Laufe der Zeit sogar über eine liturgische Ordnung verfügten. Er selbst hat aus seiner gründlichen Kenntnis der Liturgie diese Ordnung aufgestellt, die uns dann in unseren Gottesdiensten sehr geholfen hat. Aber nicht nur das: Er hat auch ein kleines Gesangbuch zusammengestellt, das er eigenhändig in fünfundzwanzig Exemplaren, wie die liturgische Ordnung auf Packpapier geschrieben, handschriftlich angefertigt hat.

Außer an Röttig denke ich mit großer Dankbarkeit an einen unserer Amtsbrüder zurück, den Pfarrer Willberg, einen Balten, der im ersten Weltkrieg junger russischer Offizier gewesen war und nun im zweiten Weltkrieg auf deutscher Seite als Dolmetscher wirkte und nun auch im Lager der Dolmetscher für die Verbindung mit der russischen Lagerleitung gewesen ist. Er hatte ein besonders gutes Verhältnis zu dem russischen Lagerkommandanten, der ihn sehr häufig kommen ließ, um sich mit ihm über Fragen des Krieges, der Gefangenschaft usw. zu unterhalten.

Von Susdal wurden wir nach <sup>Oranki bei</sup> Gorki verlegt. In diesem Lager haben wir die längste Zeit verbracht, und auch hier war eine Reihe von Amtsbrüdern versammelt. In regelmäßigem Wechsel haben wir unsere Gottesdienste gehalten und vor allen Dingen die Gemeinschaft untereinander gepflegt. Hier denke ich besonders an die Pfarrer Klaus und Behrendt, der nach der Heimkehr Oberkonsistorialrat in Magdeburg wurde und inzwischen gestorben ist.

Ich blieb in diesem Lager bis Juli 1944, bis ich mit einer Gruppe von Offizieren in einer Lager in der Nähe von Minsk gebracht wurde. Das Lager Minsk habe ich insofern in schrecklicher Erinnerung, als hier die Prozesse gegen sogenannte Kriegsverbrecher stattfanden. Fast ununterbrochen tagte ein Tribunal, und jeder Tag stand unter der Sorge: Wann bist du dran? Für mich war auffällig, daß ich bei dieser Gelegenheit eine Reihe von Offizieren auch von meiner Division vorfand, ein Zeichen dafür, daß auch gegen unsere Division etwas geplant war. In der Tat wurde ich auch eines Tages zur Vernehmung gerufen, eine Vernehmung, die sehr lange dauerte und immer wieder um die Frage kreiste: "Um welche Kriegsverbrechen Ihrer Division wissen Sie? Einige Ihrer Kameraden haben ausgesagt. Wir sind genau im Bilde. Wir wollen durch ihre

Aussage eine Bestätigung dafür haben, daß die Dinge so abgelaufen sind, wie sie uns bekannt ~~ist~~ sind. Ich habe daraufhin erklärt, erstens wüßte ich von keinem Kriegsverbrechen, zweitens bäte ich darum, mir zu sagen, um welche Kriegsverbrechen es sich angeblich handele. Darauf wurde ich in grober Weise angefahren. Mir wurde gesagt: "Sie haben nicht zu fragen. Sie haben nur zu antworten. Wir sind genau im Bilde, was sich bei Ihnen abgespielt hat. Im Übrigen sind Sie ja auch mitbeteiligt." Ich habe das natürliche abgestritten. Damit war zunächst einmal die Vernehmung beendet. Im Dezember wurde ich dann zu einer Verhandlung vorgelad~~ne~~. Mir wurde in Gegenwart des Staatsanwalts gesagt, wenn ich auch persönlich keine Verbrechen begangen hätte, so sei ich doch der moralische Urheber der Kriegsverbrechen meiner Division. Ich habe ihn wieder gefragt: "Um welche Verbrechen handelt es sich?" Mir wurde wieder geantwortet: "Das wollen wir von Ihnen noch einmal bestätigt haben." Bei dieser Gelegenheit schaltete sich der Dolmetscher der Verhandlung, ein einfacher Soldat, ein und sagte, er sei über die Tätigkeit der Wehrmachtspfarrer durchaus im Bilde, worauf der vernehmende Kommissar sagte, er möge schweigen, er habe hier nicht zu reden, während der Staatsanwalt sagte: "Laß ihn doch einmal reden!" Dann sagte er, er wäre einige Zeit bei der Sanitätseinheit gewesen. Von daher habe er Kenntnisse. Die Pfarrer hätten tatsächlich nur seelsorgerische Aufgaben gehabt, Gottesdienste gehalten und die Verwundeten besucht. Das wäre auch im Grunde genommen alles gewesen, was sie hätten tun können. Der Staatsanwalt hörte sich das interessiert an, und nachdem er mich noch einmal vermahnt hatte, nun endlich die Wahrheit zu sagen, und ich dabei blieb, daß ich nichts über das bisher Gesagte hinaus aussagen könnte, wurde ich verabschiedet mit den Worten: "Gehen Sie in Ihre ~~Unter~~kunft!" Das war für mich insofern völlig überraschend, da in der Regel nach der Vernehmung durch den Staatsanwalt der Verhaftungsbefehl ausgestellt wurde und man dann in eine besondere Quarantäne des Lagers gebracht wurde. Das hieß, daß meine Sache vielleicht doch nicht so ungünstig stand. Und so ist es dann auch gewesen. Unmittelbar vor Weihnachten <sup>stand ich</sup> auf der Transportliste.

Aber auch hier gab es noch ein sehr interessantes Beispiel. Eines ~~Tages~~ <sup>Sich</sup> ließ mich der Politkommissar des Lagers zu kommen und sagte zu mir folgendes: "Wir haben am Sonntag hier im Lager eine Friedenskundgebung, und auf dieser Friedenskundgebung werden Sie sprechen." Ich sagte: "Herr Kommissar, das ist sicher eine politische Veranstaltung. Bei einer politischen Veranstaltung möchte ich nicht auftreten; denn was ich zum Frieden zu sagen habe, ist etwas völlig Anderes als was Sie zu sagen haben." Darauf sagte er: "Sie sind doch für den Frieden?" - "Natürlich bin ich für den Frieden! Aber ich habe von dem, was zum Frieden gesagt werden muß, eine völlig andere Vorstellung als das, was heute zu diesem Thema gesagt wird." Darauf sagte er zu mir: "Das werden Sie sich noch einmal sehr genau überlegen. Sie werden am Sonntag sprechen. Ich bin für Sie jederzeit zu sprechen, auch des Nachts." Da waren meistens Vernehmungen. "Ich bin überzeugt, Sie werden sehr bald kommen und zu mir sagen: 'Herr Kommissar, ich habe mir das sehr

genau überlegt. Ich werde doch sprechen." Ich habe von dem Angebot nicht Gebrauch gemacht. Ich habe auch nicht gesprochen und der Versammlung beigewohnt. Die Friedenskundgebung wurde über Lautsprecher im Lager übertragen. Mit einem der Offiziere war ich auf der Lagerstraße und hörte mit einem Mal folgendes: "Hier im Lager befindet sich ein Pfarrer. Ich habe ihn aufgefordert auf der Friedenskundgebung heute hier zu sprechen. Er hat sich geweigert." Gebrüll, Getöse, Pfuirufe - alles was man so will. Nun war in dem Lager auch eine sogenannte Antifa-Schule. Das waren wilde Typen, die natürlich auch an dieser Versammlung teilgenommen hatten. Ich war doch einigermaßen unruhig, was nach diesem Gehetze gegen mich wohl erfolgen würde. Jedenfalls war ich auf einiges gefaßt. Aber es passierte nichts. Ich bin weder belästigt, noch bin ich sonst in irgendeiner Weise behelligt worden, noch ging man irgendwie vor gegen den Mann, der angeblich gegen den Frieden war.

Und nun kam noch ein besonderes Problem auf. In diesen Tagen hatte Stalin seinen Geburtstag. Alle Kriegsgefangenen wurden aufgefordert, eine Resolution zu unterschreiben, in der dem Generalissimus Stalin zu seinem Geburtstag gratuliert wurde und die Kriegsgefangenen versicherten, korrekt behandelt worden zu sein und sich nach ihrer Rückkehr für die Friedensbemühungen der Sowjets einsetzen zu wollen. Gleichzeitig wurde uns gesagt, diese Resolution sollte von allen unterschrieben werden, vor allem von denen die auf Transport gehen wollten. Das war natürlich für viele kein Problem. Für mich und für andere war es ein Problem. Ich wurde von den Kameraden gefragt, was sie tun sollten. Ich habe ihnen gesagt: "Ich kann Ihnen keinen Rat geben. Sie wissen alle, es geht um den Heimattransport. Ich kann nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß irgendeiner von Ihnen nur deshalb nicht auf die Transportliste kommt, weil er nicht unterschrieben hat." Sie müssen sich innerlich auseinandersetzen, was Sie meinen verantworten zu können!" Ich wurde natürlich auch gefragt: "Was werden Sie selbst tun?" Ich habe gesagt: "Ich muß Ihnen ehrlicherweise sagen: Im Augenblick weiß ich es noch nicht." Und ich muß bekennen, daß das für mich eine sehr schwere Zeit gewesen ist, nach so vielen Jahren die Möglichkeit gehabt zu haben, heimzukehren, und unter Umständen wegen einer doch offensichtlich erpreßten Unterschrift hier zurückgehalten werden zu können. Ich habe dreimal vor der Türe gestanden mit der Frage: Sollst du oder sollst du nicht? Nach dem dritten Mal war die Sache für mich durchgekämpft. Es war für mich völlig klar: Wenn ich unter diesen Umständen unterschreiben würde, würde ich alles unglaublich machen, was in den ganzen Jahren bisher in den Gottesdiensten gesagt und was ich vertreten habe. Und das war nun allerdings für mich die große Überraschung, daß ich doch auf der Transportliste stand und mit allen übrigen die Heimfahrt antreten konnte. Diese Heimfahrt fand in einem unbewachten Güterwagen am Heiligabend statt. Und am Heiligabend habe ich meinen letzten Gottesdienst, oder besser: meine letzte Andacht als Wehrmachtspfarrer gehalten.